Bruchstücke.

Veritas odium parit.

Gedruckt in Cölln bey Liberty, 1779.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bruchstücke.

I.

Unterschied zwischen einem treuen Diener und einem Liebling.

Der wesentliche Unterschied zwischen einem treuen Minister und einem Favoriten ist, daß dieser zu allem, oft sogar mit Verläugnung des Gewissens und der gesunden Vernunft, Ja sagt; jener aber, stets eingedenk seiner Pflicht, mit Klugheit und Standhaftigkeit, in nöthigen Fällen, ein heilsames Nein aus seinem wahrheitliebenden Munde fließen läßt.

Immer Nein zu den Kapricen seines Herrn sagen, zumal, wenn sie von keiner beträchtlichen Schädlichkeit sind, heißt eigensinnig, heißt unklug und hart seyn. Man macht sich damit ohne Noth verhaßt, verliert alles Zutrauen, und setzt sich in eine oft schädliche Unthätigkeit.

Prinzen haben, wie andere Menschen, und wären sie auch Lichter der Welt, Fleisch und Blut. Läßt man einem Privatmanne gewisse Lieblingsleidenschaften ungetadelt dahin gehn, mit was für Recht kann man wohl fordern, daß Regenten ohne Tadel seyn sollen? Die Götter der Erde sind aus keinem bessern Thone, als die übrigen Sterblichen; es ist also sehr thöricht zu verlangen, daß sie besser, als diese, seyn sollen.

Wer bey jeder Kleinigkeit das Nein unklug verschwendet, dem bleibt bey wichtigen Vorfällen keines mehr übrig, oder es wird ihm wenigstens da fehlen, wo er es am meisten brauchen wird.

Mit dem Ja hingegen hat es eine ganz andere Bewandniß. Dieses ist ein angenehmes Räucherwerk, dessen Große nie überdrüßig werden.

II.

Schriftsteller.

Wenn Sittenlehrer, wenn Schriftsteller angemessene, wohlgewählte, lehrreiche Beyspiele aus der Geschichte an dem gehörigen Orte anführen, so macht dieses, meines Erachtens, ihrem Verstande und Herzen mehr Ehre, als wenn sie diesen Raum mit den geschmücktesten Denksprüchen ausfüllten. Denn, Gemeinstellen erschwizzen, witzige, oft schielende Einfälle aus der Feder kauen, ist nicht selten ein mittelmäßiger, ja

sogar

sogar ein kleiner Geist zu leisten fähig. Wenn aber jemand, von der Würde, Schönheit und Erhabenheit seines Gegenstandes durchdrungen, entweder zur Erläuterung, oder Bekräftigung seines Satzes, oder auch, um ihm eine gewisse Anzüglichkeit zu geben, passende Muster aus den Tagebüchern der Völker wählt, wenn er so glücklich ist, das Vollkommenste in seiner Art gewählt zu haben, so kann man mit großer Wahrscheinlichkeit muthmaassen: seine, jenen Urbildern ähnliche Seele, habe gleiche Empfindungen in gleicher Lage gehabt. Denn, um das Edle, um das Erhabne und Große zu fühlen, muß man selbst edel, selbst erhaben und groß seyn.

Es giebt eine gewisse Sympathie, die alle Edle, alle Gutgeartete für einander fühlen, so bald sie einander nur kennen lernen, wären sie auch Welten und Ewigkeiten weit von einander entfernt. Dieser anziehende Hang, diese Sympathie entsteht aus dem ins Herz gesenkten Keime der Tugend. Je größer nun die Freude beym Anschauen schöner Thaten ist, desto tiefere Wurzeln muß auch die Tugend geschlagen haben.

Die Tochter des Himmels, die Tugend, ist nur eine, weil das sittlich Gute und Böse nur eines ist. Zeit und Umstände können zwar ihr Gewand ändern, doch diese Veränderung kann keinen Einfluß in ihr Wesen haben. Diese ewige Einheit also, dieser wesentlich unveränderliche Begriff des ächten Guten und seines Gegensatzes, der

aller Rechtschaffenen ihr Führer ist, wirket, glaube ich, eine gewisse Gleichheit im Denken, welche der Grund jenes Hangs ist, den sie gegen einander haben; und die Wollust, so ihnen die thätige Tugend gewährt, macht sie durch Anhalten zu Gefährten gleicher Leidenschaft.

III.

Der Geburtstag.

Unter der geringen Zahl feyerlicher Tage, die sich im Leben der Sterblichen auszeichnen, ist derjenige, an welchem er zuerst das Licht des Lebens erblickte, gewiß einer der feyerlichsten für den Weisen.

Als Geschöpf freuet er sich, mit den übrigen, seines Daseyns. Als vernünftiges Wesen, bewundert er in der Art seiner Entstehung, seiner Zunahme und Vervollkommung den Urheber dieser Wunderwerke; und als Christ fühlt er, durch den Glauben, den innerlichen Beruf zu einer ihn erwartenden bessern Bestimmung. Jeder verstrichene Tag kündigt ihm an, daß er einen Schritt näher seinem Ziele sey. Mit wie vielem Dank, mit was für Wonne überfließt nicht sein Herz bey diesen so schmeichlerischen Vorstellungen, und was für reizende Aussichten zeigt ihm nicht seine auf Zutraun gegründete Hoffnung!

So sollte dem Weisen jeder Tag dahin fließen, sanft verstreichen; allein der Weise ist Mensch, und der Mensch, sagt Haller, ist ein Mengsal, ein Mittelding vom Engel und vom Vieh. Diese zwo Naturen führen nothwendig einen unaufhörlichen Krieg mit einander, und je nach dem die eine oder die andere unter ihnen Siegerinn ist, wird auch der Weiseste bald Beyfall, bald Verachtung verdienen. Wohl also dem Sterblichen, bey dem die Engelnatur stets oder doch meistens siegt.

IV.

Geschichtschreiber und Recensenten.

Geschichtschreiber und Recensenten sollen kein Vaterland, keine Verwandten, noch irgend eine Art von Freunden haben. Ihre Heimath ist das Reich der Wahrheit, ihre Freunde und Verwandte aber die sämmtliche Menschheit. Werden sie diesen, durch sträfliche Leidenschaften verleitet, untreu, so sind sie Verräther, Unwürdige.

V.

Der natürliche und geoffenbarte Mensch.

Die sich selbst überlassene Vernunft erniedrigt den Menschen, wenn er, von ihr allein geführet, über sein Wesen, Daseyn, und über seine Bestimmung, Betrachtungen anstellt. Jedes geringe Kräutchen, das der Wollüstling stolz mit Füßen tritt, weil es seine verdorbene Sinnen nicht angenehm kützelt, jedes verachtete Insekt, davor dem Weichling ekelt, oder er sich fürchtet, und das der neidische Landmann zu vertilgen eilt, weil er es für schädlich hält, scheinet ihm, dem Menschen, in Ansehung des Ganzen die Gleichheit am Werthe zu behaupten, weil diese Geschöpfe, so gut wie er, Glieder der großen Kette ausmachen, und also, zur Erfüllung des verborgenen Zwecks der Schöpfung, in ihrem Bezirke eben so nothwendig sind, als der Mensch in dem seinigen.

Die Offenbarung hingegen, dieses Geschenk des Himmels, wie sehr erhebt sie nicht unsern Staub über seine Sphäre, und in was für einem unerwartetem Glanze zeigt sie nicht dem Menschen sich selbst! Den Maden und dem Moder entrissen, sieht er sich aus einem nichtigen Wurme einen Verwandten des Allmächtigen, der selbst sterblich,

ein Bruder der Menschen wird. O! Sohn Adams, nun ist nicht mehr die Made deine Schwester, nein, du bist im Schöpfer der Herr der Natur.

VI.

Das Natursystem.

Das achtzehnte Jahrhundert, reich an Erfindungen und neuen Entdeckungen, ist es nicht minder an Natursystemen gewesen, allein Büffon merket mit Recht an, daß diese Reichheit und Mannichfaltigkeit der Systeme der Erlernung der Naturgeschichte mehr schädlich als nützlich gewesen sey, indem sie ohne Noth Kunstwörter und Namen auf Namen häufte, ohne dadurch der Wahrheit viel näher zu kommen. Systeme, so wie wir sie bisher immer erhalten haben, sind bloße Hülfsmittel des Gedächtnisses, und dieser bedarf der Schöpfer nicht. Als er, der Weiseste, der Natur ihr Daseyn gab, hatte er einen Zweck; diesen am vollkommensten zu erreichen, war sein System. Welcher Sterbliche drang sich je in des Allmächtigen Rath, und wer war wohl so glücklich, den wahren Gang der Natur auszuspähen?

Ein Natursystem ausführen, heißt den Zweck und die Absicht des Schöpfers beym Weltgebäude errathen, und die Mittel anzeigen wollen, die er

zur Verbindung eines jeden Theils mit dem Ganzen anwandte: welch kühnes Unternehmen!

Um in den Abgrund dieses Geheimnisses zu dringen, wäre es nicht genug, den Hauptzweck der Schöpfung zu erkennen, man müßte auch die Mitwirkung aller Geschlechter, Gattungen, Abänderungen, ja sogar eines jeden einzelnen Wesens, zu diesem Hauptzweck wissen, da denn die Aehnlichkeit der Bestimmung und Mitwirkung zur Richtschnur, nach welcher die Klassen der Wesen zu ordnen wären, dienen würde.

Alle bisherige Systeme sind bloß von der Aehnlichkeit gewisser Theile der Dinge abgeleitete Anordnungen und Ausstellungen; doch wie unrichtig, wie erzwungen, wie unzulänglich sind sie nicht ausgefallen! Aehnlichkeit der Brüste, der Zähne, der Krallen und anderer solcher Theile, ist die wohl zureichend, um den Menschen und den Wallfisch, den Löwen und die Katze in eine Ordnung der Dinge zu zwingen?

VII.

Natürliche Produkte.

Diese sind zweyerley. Einige kann man allgemeine, andere besondere nennen. Jene sind von solcher Beschaffenheit, daß sie sich in allen Ländern, wenige, der gänzlichen Undankbarkeit ihres

ihres Bodens und Himmelsstrichs wegen bekannte, ausgenommen, erlangen lassen. Dergleichen sind alle zur wahren Nothdurft des Lebens erforderliche Dinge, als einige Kornfrüchte, Obst und gewisse Gattungen von Vieh, mit einem Worte, solche, die uns der saure Schweiß des unermüdeten Landmanns liefert; an dergleichen Bedürfnissen kann es keinem Lande bey gehörigem Fleiße seiner Bewohner fehlen. Die zwote Gattung nenne ich besondere, das ist, solche, die in Ansehung ihrer Güte entweder, oder überhaupt genommen, einer gewissen Gegend besonders eigen sind, und dieser ihre Zahl ist weit beträchtlicher, als jener ihre; hingegen werden sie aber auch nicht nothwendig zur Erhaltung der Menschen erfordert, sondern einige dienen mehr zur Bequemlichkeit, andre sind völlig entbehrlich, und nähren bloß die Weichlichkeit und den Hang zur Eitelkeit. Mit diesen beschäftigen sich die Hände, die der Lux in Thätigkeit setzte. Mit den ersten Produkten giebt sich die allgemeine, mit den andern die besondere Industrie ab. Jene heischt die Nothwendigkeit, diese gebährt in civilisirten Staaten der Wohlstand.

Diese letztern sinds, welche der weise Schöpfer den Einwohnern eines jeden Landes gleichsam zur Gränze ihrer besondern Arbeitsamkeit setzt. Indem er sie ihnen gab, schien er damit gleichsam sagen zu wollen: suchet von dieser meiner Freygebigkeit Gebrauch zu machen; damit ihr, gegen euern Ueberfluß, euch anderer Völker

ker ihren, den ich euch mit Vorsatz versagte, eintauschen könnet, und dieses that ich, um alle Geschlechter brüderlich durch eignen Vortheil mit einander zu verbinden. Was für ein Glück, wenn diese Haushaltung des allweisen Vaters der Menschen nicht von seinen durch Neid und Habbegier ausgearteten Kindern wäre zerrüttet worden! Um wie viel näher wären wir der jetzt ganz unbekannten natürlichen Freyheit, und wie viel Zöllner und Sünder würden nicht, anstatt die Plage der Bürger, anstatt unthätige Lasten der bürgerlichen Gesellschaft zu seyn, selbst gute Bürger und wirklich nützliche Glieder des Staats seyn können!

VIII.

Das alte Deutschland.

So oft ich dem Zustande des alten Deutschlands, so wie es uns die ältesten Geschichtschreiber schildern, nachdenke, so finde ich eine überaus passende Aehnlichkeit zwischen diesem Lande und der Neuen Welt, in jenen ersten Zeiten, als sie entdeckt ward. Als Deutschland zuerst bekannt wurde, kam es, allem Anscheine nach, wie Amerika nur seit wenigen Jahrhunderten, aus dem Grunde des Meeres hervor. Man traf in beyden Ländern große undurchdringliche Wälder, viele Sümpfe,

Sümpfe, Landseen, Flüsse und Moräste an, das Klima war rauh, die Einwohner wild, und nur wenige Völkerschaften hatten sich bis zur zwoten oder dritten Stufe der Bildung geschwungen. Die Thüringer und Franken waren die glücklichern Mexicaner und Peruaner Deutschlands, die Römer spielten hier die Rolle der Spanier, wiewohl anfangs mit etwas mehrerer Würde, nachhero aber mit entgegengesetztem Glücke. Hätten aber jene alte Bezwinger der Welt Feuerröhre gegen Keil und Bogen stellen können, wäre ihr eigner Staatskörper nicht durch innerlichen Brand aufgerieben worden, hätten immer Ferdinande und Karle den kaiserlichen Thron besessen und die heilige Inquisition die Landpfleger in Gehorsam und Furcht erhalten, wie tief müßten die römischen Adler nicht in Deutschland eingedrungen seyn, ungeachtet des großen Unterschiedes der Lage dieser Länder!

Sogar die Bekehrungsgeschichte Amerikas und Deutschlands haben im Ganzen viel Aehnliches; dort schickten die Spanier bewaffnete Apostel hin, hier lehrten selbst neubekehrte Franken das Evangelium mit dem Schwerde, jedoch seys zur Ehre dieses Volks gesagt, mit weniger Grausamkeit und Blutdurst als jene, weil damals die andächtige Wuth noch nicht so sehr das Gefühl der Menschlichkeit erstickt hatte.

Wenn wir endlich selbst die Geschichte der Völkerwanderungen recht erwägen, so scheinet nicht sowohl der Ueberfluß an Menschen in dem Lande, wo sie ihren Anfang nahmen, als die Hoffnung bessere

Him-

Himmelsgegenden zu bewohnen, die Haupturſache dazu geweſen zu ſeyn. Die erſt aufbrechende Colonie vertrieb einen Theil ihrer zunächſt wohnenden Nachbaren, dieſe thaten, wohin ſie ſich wandten, ein gleiches, und dieſes gieng ſo bis an die Gränzen der römiſchen Provinzen fort. Als der Hauptſtamm ſah, daß es ſo gut den erſten Abgeſchickten gelungen war, ſandte er mehrere Pflanzungen nach, und folgte zum Theil endlich ſelbſt in verſchiedenen Richtungen. Vielleicht verließen auch manche ihre alten Wohnungen, weil ſie innerliche Zerrüttungen, Kriege mit ihren Nachbaren, oder wohl gar einzelne Ueberſchwemmungen zurücktretender Gewäſſer vertrieben. So viel iſt gewiß, wäre das alte Skandinavien wirklich ein ſo voll gepfropftes Land an Menſchen geweſen, als man es bisher den Geſchichtſchreibern damaliger Zeit, die doch gar keine wirkliche Kenntniß davon hatten, nachgeſagt hat, ſo müßte es ſich ſeit dreyzehn bis vierzehn Jahrhunderten von ſeiner damaligen Entkräftung ſchon ziemlich wieder erholt haben, zumal da es immer mehr ausgebildet worden, und dadurch an Hülfsmitteln der Bevölkerung zugenommen hat. Hierzu kömmt noch eine natürliche Urſache, welche obiger gemeinen Sage entgegen ſtreitet: man hat nämlich bemerkt, daß zu kalte Länder der Entwickelung des Thierkeims, aus entgegengeſetzten Gründen, die in allzuheißen Himmelsſtrichen die nämliche Wirkung hervorbringen, hinderlich ſind. Ueberzeugende Beweiſe hiervon ſind die meiſten ſchwediſchen und rußiſchen Provinzen.

Es

Es scheinet mir immer, als hätten sich alle diejenigen geirret, die da sagen, der Aufbruch der wandernden Völker habe sich in Norden angefangen. Die älteste Geschichte giebt mir Gründe an die Hand, durch welche ich mich zu glauben berechtiget halte, die erste Gährung sey im Morgen entstanden, indem nämlich die Slaven, eine scythische Völkerschaft, aus ihren alten Sümpfen in verschiedner Richtung aufbrachen, und die von ihnen vertriebenen Völker, Mittag- Abend- und Mitternachtwärts vor sich her jagten.

IX.

Neigungs- und Entfernungs-Kraft.

(vis centripeta et centrifuga.)

Positive und negative Elektricität und Magnetismus.

Lange hatten die Naturforscher den Zusammenhang des Weltgebäudes zum Gegenstand ihrer Betrachtung und Bewunderung gemacht, ehe sich einer unter ihnen die Weise seines Zusammenhaltens auf irgend eine Art zu erklären wagte, weil man dieses Wunder mehr im Allweisen verehren zu müssen, als es erforschen zu dürfen, glaubte.

Endlich kam aber doch' ein Kühner, der es wagte in die Abgründe der Schöpfungsgeheimnisse

zu

zu blicken. Er ward darinnen den mächtigen Hang gewahr, vermöge dessen Körper mit gleicher Stärke sich nach dem Mittelpunkt neigen und wieder davon zurückgestoßen werden. Diesen Hang nannte er die Neigungs- und Entfernungs-Kraft (centripeta, centrifuga vis.)

Seine Schüler und Nachfolger giengen auf dieser neugebrochenen Bahn fort, und setzten durch Beobachtungen und Erfahrungen die neue Lehre vom Weltgebäude in ein immer helleres Licht, so, daß nun nicht mehr die Weise, wodurch Welten in einem Meer leichten Aethers schwimmen, darinnen ihren periodischen Lauf vollenden und wieder anfangen, und doch nie weder an einander stoßen, noch untersinken, ein unbegreifliches Wunder war.

Noch ist diese Entdeckung der Grundstein, worauf in unsern Tagen die Lehre vom Weltsysteme ruht, obgleich Zufall und Fleiß zwo neue Kräfte nach der Hand bekannt machte, die mit einander verschwistert sind, und selbst mit jener älter bekannten in Verwandschaft zu stehn scheinen. Es ist die Magnet- und elektrische Kraft. Beyde sind verneinend und bejahend, (negativ und positiv) das heißt: anziehend und abstoßend. Was ist das anders als das Vermögen, der Hang, sich nach einem gewissen Punkte zu neigen, oder sich von ihm zu entfernen? (vis centrifuga und centripeta.)

Es giebt keinen Körper in der Welt, der nicht eines von diesen Vermögen in gewisser Maaße besäße, nur äußern sie es nicht gleich stark unter allen

Be-

Bedingungen; manche thun es ununterbrochen für sich fort, wie der Magnetstein, bey andern muß diese Kraft erst auf irgend eine Weise erweckt werden, wie beym Bernstein u. s. w.

Bey täglich mehrern Endeckungen, bey ununterbrochner Bearbeitung der elektrischen Materie, sollte es nicht endlich so weit kommen, daß man in den ziemlich undeutlichen Worten der Neigungs- und Entfernungskraft, die sogenannte positive und negative Elektricität erkennte?

Eine sorgfältige Untersuchung aller daseyenden Wesen überführt uns täglich immer mehr, daß sie nicht nur mit einander verwandt, sondern sogar in ihren Grundstoffen und Ursprunge eines sind, und daß ihre mannichfaltige Abänderungen bloß von der verschiedenen Versetzung der Urstoffe der zweyten Stufe herkommen. Alles kündiget dem aufmerksamen Forscher der Natur die erstaunenswürdige Einfachheit und Sparsamkeit an, mit der ihr weisester Urheber in ihrer Bereitung zu Werke gieng. Kaum läßt uns die aufs Aeußerste getriebene Zergliederung der Wesen am Ende zwey Hauptelemente übrig, in deren fast unbegränzter Versetzung wir die unzählbaren Abänderungen und Mannichfaltigkeiten der erschaffenen Wesen anbetend bewundern müssen.

Eine Wahrheit, die den Weisen Egyptens schon, und vielleicht selbst ihren uns nicht zuverlässig bekannten Lehrmeistern, kund war, die aber in den nachfolgenden Jahrhunderten, wo Barbarey und

und grobe Unwissenheit fast alles Licht des Verstandes verdrängte, in den dicken Nebel mit verwickelt ward, der so lange die sonst erleuchteten Erdstriche verfinsterte und noch zum Theil verfinstert.

Es war unsern Tagen vorbehalten, die alten durch Länge der Zeit fast verwachsenen Pfade wieder auszuspähen, und darauf noch weiter fortzugehn, als es vorher geschehen war.

Finden wir nun so große Einfachheit, so große Sparsamkeit in der Wahl der Urstoffe, warum soll man denn mehr Vervielfältigung, größere Verschwendung der Grundkräfte annehmen, da Vernunft und Erfahrung auch hierbey von gleicher Sipmlicität zeuget?

Diese Zergliederung des großen Werks der Schöpfung, mit der man sich dem Einfachen, so viel als es nur angehn will, nähert, ehrt weit mehr den Werkmeister derselben, als die unnütze Vervielfältigung der ihm sonst zugeschriebenen Mittel.

X.

Der Mensch in dem ungebildeten Zustande der Natur.

Der rohe, der ungebildete Mensch ist wenig von klugen Thieren unterschieden. Ohne Beyspiel, und also ohne Wetteifer, schränken sich seine Wünsche in die engen Gränzen seiner Bedürfnisse ein, und diese sind wiederum der Maaßstab seiner Thätigkeit, und wie gering ist diese nicht, so lange er unstät, mit niemanden gesellig verbunden, in der Wildniß herum irrt! So bald er sich aber mit mehreren seines gleichen zu leben entschließt, so bald sie sich einen Strich Landes, der ihrer Lebensart angemessen ist, zum beständigen Wohnplatz wählen, werden schon einige seiner Seelenkräfte entwickelt. Das Verhältniß, in dem er mit seinen Gefährten steht, die Natur des Bodens, den er bewohnt, der Himmelsstrich selbst, lehren ihn mehrere Nothwendigkeiten einsehn, die er vorhero nicht kannte. Doch wird sein Fleiß immer nicht über die Befriedigung dieser Bedürfnisse steigen. Von Natur meist träge und sorgenlos, wird er ein schmutziges elendes Leben für sein größtes Glück halten, da er nichts besseres kennt, auch nicht durch die Umstände, die ihn umgeben, zu dessen Erkenntniß gebracht werden kann. Eine Hütte von Blättern und Reisern wird sein Pallast, Blätter der Pflanzen oder

das Fell eines erwürgten Thieres sein Kleid, und wilde Früchte, oder durch List, die der Hunger lehrte, überraschte Thiere werden seine Speise seyn; und sieht er sich bisweilen in Streit mit andern zu leben genöthiget, so wird ein Schlag, den er sich unvermuthet mit einem Knittel selbst gab, damit künftig seinen Arm gegen seine Feinde bewaffnen. So schildert Horaz die ersten Menschen, wenn er von ihnen sagt:

Quum prorepserunt primis animalia terris,
Mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter
Unguibus et pugnis, dein fustibus, atque ita porro
Pugnabant armis.

Wie wahr, wie richtig ist dieses Bild! Sehr lange wird eine Gesellschaft solcher Menschen durch erzwungene Bande der Nothwendigkeit beysammen leben können, ohne merklich an Kenntniß und also auch an Fleiß zuzunehmen, zumal, wenn sie entweder die Freygebigkeit der Natur zur Faulheit, oder ihre Kargheit und Strenge zum Verdruß und zur Gleichgültigkeit bringt. Nur dann wird die Industrie unter ihnen erwachen, wann der zu enge Platz, und die Unmöglichkeit sich auszubreiten, den zu sehr vermehrten Bewohnern ihren Unterhalt zu vers gen anfängt. Sie werden neue Nahrungen aufzusuchen beginnen, und haben sie sie gefunden, so werden sie, der Natur nachahmend, sie warten und pflegen, zumal wenn sie, durch einiger

Jahre Erfahrung belehrt, einsehn lernen, daß der Vorrath davon, der freywillig und ohne ihr Zuthun wächst, nicht zureichen will. Der Winter wird sie durch Hunger bey Zeiten auf Vorrath denken lehren, und vielmals verdorbene und unbrauchbar gewordene Vorräthe werden ihre Sorgfalt anstrengen, auf Mittel, das Eingesammelte zu erhalten, bedacht zu seyn. Nun werden sie schon Ackersleute werden, und dieser Stand wird bald eine Eintheilung des Bodens, und eine gewisse Art des Eigenthums einführen, wozu der verschiedne Grad des Fleißes der Mitglieder einer solchen Gesellschaft sehr vieles beytragen wird. Bey immer zunehmender Bevölkerung, wird die Jagd der dadurch verringerten Zahl der Thiere nachlassen müssen, man wird junge zu fangen trachten, und die, so sich am leichtesten zahm machen lassen, wird man zu vermehren suchen, da denn der anhaltende und öftere Umgang mit ihnen, nach und nach, ihren mancherley Nutzen entdecken wird.

Bis ungefähr zu dieser Stufe der Thätigkeit müssen sich alle Menschenpflanzungen überall, die durch zu strenge Kälte oder zu brennende Hitze berichtigten Striche unserer Erdkugel ausgenommen, ziemlich gleich gesehen haben. Zu den weiteren Schritten aber der Vervollkommung, und zu ihrer langsamern oder geschwindern Beförderung, trugen die Lage der Völkerschaften, ihre Verbindung und hundert ungefähre Zufälle das Meiste bey. Den größten Dank aber für die erfundenen Künste und

Wissenschaften ist die Menschheit dem Handel und der Eroberungssucht schuldig; jener verfreundschaftete Nationen durch wechselsweise Vortheile, diese zwang sie oft, sich belehren und erleuchten zu lassen. So geschieht nichts in dem Reiche der Dinge ohne Vortheil des Ganzen.

XI.

Ein kleiner Staat thut nicht selten wohl, Schulden zu haben.

So bekannt auch dieser Satz ist, so läßt sich noch manches darüber sagen. Es ist, wenn es in der Absicht geschieht, sich durch gewisse jährliche Zinsen einen Beschützer zu erkaufen, nicht gleichgültig, wen man zu seinem Gläubiger wählt. Mächtig muß er zwar seyn, sonst wird der Zweck verfehlt, aber nur kein Nachbar, denn diese sind heut zu Tage zu gefährliche Freunde. Der beynahe allgemeine Geldmangel hat das Wuchern aufs höchste gebracht, wie leicht könnte es nicht dem Gläubiger einfallen, das Pfand für verfallen zu erklären! Es ist ja so schwer nicht, einzusehn, nach welcher Seite sich der Stärkste der Nachbaren zu wenden Lust hat, um sich in den Besitz dessen wieder zu setzen, was nie weder ihm noch den Seinigen gehörte. Eben so leicht läßt sichs auch bestimmen, welchem von seinen Nachbaren es nicht gleich-

gültig seyn könne, daß sich jener auf unsere Kosten vergrößere; haben wir diesen gefunden, so ist er unser Mann, an den wir uns halten können.

Doch ist dieses Mittel bey aller seiner Kostbarkeit nichts weniger als zuverläßig, weil, seit dem sich das System in Europa geändert hat, und man den Krieg lange vorher im Kabinette führt, ehe man zu den Waffen im Ernste greift, es gar oft zu geschehen pflegt, daß ein Dritter den Tanz bezahlen muß, der ihm kaum von ferne zugesehen hatte.

XII.

Versuch eines Grundrisses zur Beantwortung der von der Königlichen Göttingischen Akademie aufs Jahr 1769 aufgegebenen Preisfrage:

„In welcher Ordnung muß man verfahren, wenn „man in einem zur Handlung wohlgelegenen „Lande, wo sich die Einwohner bisher noch nicht „diesen Vortheil zu Nutze gemacht haben, den „Handel empor zu bringen suchen will?“

Wenn hier von Ordnung die Rede ist, so verstehe ich darunter die auf einander folgenden Anstalten, die man treffen muß, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen.

Und da es in der Aufgabe heißt: in einem Lande, wo sich die Einwohner diesen Vortheil noch nicht zu Nutze gemacht haben, so scheinet vorausgesetzt zu werden, es habe bloß am guten Willen der Einwohner, und dem erforderlichen Beystande der Regierung, bisher gelegen, daß dieses Land oder vielmehr seine Bewohner nicht allen Vortheil aus der Güte und glücklichen Lage desselben gezogen haben. Hier hat man also keine äußerlichen Hindernisse zu übersteigen, diejenigen, die hier obwalten, kommen alle lediglich von innen, das heißt, von den Mängeln der Regierung und der Unthätigkeit der Bürger.

Der Handel entstund im Anfange und besteht noch heut zu Tage aus wechselsweisem Ueberfluß und Mangel der Nationen. Es ist hier nicht unsere Sache, zu untersuchen, ob allemal der Mangel schlechterdings wirklich ist; er kann, zumal bey den jetzigen Sitten der Völker Europens, oft nur einbilderisch seyn; der Ueberfluß hingegen muß nothwendig wirklich seyn, weil sonst niemand so thöricht gedacht werden kann, daß er seine ihm unentbehrlichen Bedürfnisse gegen unnütze eintauschen sollte. Allenfalls läßt sich dieses von einzelnen Personen denken, nicht aber von ganzen Völkern.

Wenn also von Ländern, die alle zur blühenden Handlung erforderliche Umstände besitzen, die Rede ist, so versteht sichs, daß sie auch an gewissen Produkten einen wahren Ueberfluß haben müssen, oder ihre Lage muß so vortheilhaft seyn, daß sie sich

die

die Industrie anderer nachbarlicher Völker zu eigen machen können, sonst ist es unmöglich, daß sie einen Handel errichten können. Und so befindet sichs auch in der That; denn Völker handeln

1) mit eigenen Landesprodukten, die sie entweder roh oder verfeinert verkaufen, da es denn nicht eben nothwendig ist, daß diese Produkte ursprünglich dem Lande eigen gewesen seyn müssen, sie können auch anders woher gebracht und durch Fleiß einheimisch gemacht worden seyn; oder

2) sie verarbeiten und verfeinern fremde rohe an sich gebrachte Produkte; oder aber endlich

3) sie setzen sich durch Klugheit in den Besitz der Reichthümer solcher Nationen, die vielen natürlichen, oder auch künstlichen Ueberfluß haben, und führen sie denen zu, so ihrer bedürfen.

Dieses sind die Hauptzweige der eigentlichen Handlung, die andern, worein sie von einigen getheilt zu werden pflegt, gehören entweder zu einer von den obbenannten Gattungen, oder sind bloß die Beschäftigung einzelner Personen in einem handelnden Staate.

Wenn also die Einwohner eines Landes, das zur Handlung vortheilhaft gelegen ist, sich noch nicht diesen Vortheil zu Nutze gemacht haben, und man will anjetzt diesem Fehler abhelfen, so muß man die Ursache zu erforschen suchen, die wohl am meisten daran Schuld ist. Bey einem Lande, das

 nichts

nichts weiter als eine zur Handlung glückliche Lage hat, können sie vielfältig seyn, als:

1) Mangel an überflüßigen rohen Produkten, welche hinwiederum

a) entweder nicht gehörig aufgesucht und angebaut werden;

b) oder wirklich gar nicht da sind.

Im ersten Falle wird es nöthig seyn, durch dazu fähige Männer die vernachläßigten Reichthümer der Natur aufsuchen zu lassen, und diejenigen hingegen, die zwar schon wirklich da sind, aber nicht so viel vermehret werden, als sie könnten, besser abwarten und vermehren zu lassen. Im zweyten Falle aber wird auf diejenigen rohen Materialien, die sich am meisten zum Klima, zur Fähigkeit und Neigung der Einwohner schicken, Rücksicht genommen werden müssen, damit man sie sich nach und nach zu eigen macht und vermehrt.

2) Mangel an Fleiß und gutem Willen der Einwohner, welcher wiederum verschiedene Quellen haben kann, als

a) durch Länge der Zeit fast natürlich gewordner Hang zur Faulheit, der zum Theil das Klima, vornehmlich aber die Regierungsverfassung, und was damit verbunden ist, zum Grunde haben kann. Beyden Hindernissen kann die Regierung, wenn sie klug, wohlgesinnt und erleuchtet ist, abhelfen; denn das Klima kann zwar durch seine Hef-

tigkeit entweder die Fühlsehnen überspannen, oder zu sehr erschlaffen; allein eine diesen Unbequemlichkeiten vorbeugende Art zu leben kann ihren Einfluß oder Eindruck fast ganz unwirksam machen. Kömmt aber der Fehler von Vorurtheilen her, die durch ihr Alterthum und Ehrwürdigkeit untastbar sind, so sind die Mittel ihm abzuhelfen zwar in der Gewalt der Regierung, allein, um sie ohne Gefahr anzuwenden, will Klugheit, Vorsicht, Zeit und Umstände, ja selbst Glück dazu seyn, sonst macht man oft dadurch das Uebel ärger. Liegt aber die Schuld einzig und allein an der Regierung, so hängt es auch lediglich von ihr ab, das aus dem Wege zu räumen, was den Unterthanen den Muth, freye und ächte Bürger des Staats zu seyn, nahm. Der erste Schritt zu dieser Verbesserung wird seyn, wenn sie selbst ihr Unrecht, und den ihr daraus erwachsenen Schaden, einsehen lernet.

b) Große Hindernisse, die einem Volke von seinen neidischen Nachbaren gelegt werden, um sich nie empor schwingen zu können. So bald diese Hindernisse bloß von politischer Beschaffenheit sind, und daß die Bürger des leidenden Staats zu unglücklichen Werkzeugen dazu von den Nachbaren gebraucht werden, so ists ein Regierungsfehler und kann er bald abgeschafft werden; man darf nur ernstlich wollen, nachdem man zuerst den Verräthern den verdienten Lohn ertheilet hat. Sind aber die Hindernisse physisch, z. B. man ist mitten im festen Lande, überall von Nachbarn neidischer, unfreundlicher Art umgeben, man bewohnt einen undankbaren

ren Boden, es fehlt an nöthiger Bevölkerung u. a. dergl. m. dann ist freylich guter Rath theuer. Doch kann man durch Abwartung glücklicher Augenblicke vortheilhafte Handlungsverträge errichten, den Boden nach und nach verbessern, und die Bevölkerung durch gute Anstalten allgemach vermehren. Ist diese bis auf die Stufe gestiegen, daß die gemeine Industrie des Ackerbaues und der unentbehrlichen Künste, die Anzahl der Einwohner zu ernähren, nicht mehr zureichen will, so müssen von sich Nebenzweige des Fleißes entstehn; diese darf nur die Regierung anführen und unterstützen, so kann es nicht anders als gut gehn.

3) Mangel am Genie der Nation, entweder selbst neues zu erfinden, oder auch nur andere nachzuahmen. Hieran sind die Grundsätze größtentheils, die Regierungsverfassung aber eigentlich Schuld. Eine bessere Erziehung, eine billige Duldung, eine Anreizung zum Fleiß, eine vernünftige bürgerliche Freyheit für alle Stände, gute Muster und Beyspiele, nach denen sich fähige Köpfe bilden können, das Verschicken dieser in Länder, wo sie sich bilden können, das Berufen fremder geschickter Leute ins Land, und ähnliche dergleichen Anstalten, werden bald die bisher erstickten Keime der Industrie wieder aufleben machen, und Hang und Liebe zur Arbeitsamkeit aller Art hervorbringen. Der Menschen Verstand ist zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen, im Grunde sich gleich; vorgefaßte Meynung, Erziehung und Staatsverfassung, entscheiden lediglich über seine Aufklärung. Hätten alle Menschen

schen in allen Staaten eine Religion, eine Staatsverfassung, einerley Sitten, so würden sie vom Klima wenig Veränderung leiden. Das Gute, aus dem wahren Gesichtspnnkte betrachtet, ist überall gut, das Böse überall böse, nur in zufälligen Dingen werden Menschen, die unter verschiedenen Himmelsstrichen leben, und in solchen, die den Geschmack betreffen, von einander abgehn, und dieses kömmt von der Verschiedenheit der Gegenstände her, die ihnen stets vor Augen schweben. Da, wo die Natur in allem sanft, in allem regelmäßig schön ist, werden auch die Menschen, wo sie nicht Vorurtheil und schlechte Regierung verdirbt, sanft und von gereinigtem Geschmack seyn; wo aber die Natür Karikaturen hervorbringt, da wird sich auch der menschliche Geschmack darnach bilden. Der Eindruck der äußerlichen Gegenstände ist größer, als mans eigentlich glauben will.

4) Mangel an guten Policeyanstalten, die Preise der Lebensmittel, wovon der Werth der Handarbeit abhängt, immer in der Mittelmäßigkeit zu erhalten, bey welcher ein jeder Stand bestehn kann. Ferner, Vorkehrungen, allen Arten von Unordnungen im Nahrungsstande, als Verschwendung, Pracht, Lüderlichkeit und andern ähnlichen Lastern zu steuern. Wobey eine den Umständen des Landes angemessene Kleiderordnung für beyde Geschlechter, worinnen man zur Belohnung gewisse Vorzüge dem Fleiße, und zwar nicht nur den Hausvätern allein, sondern auch ihren Gattinnen, gestatten könnte, gut wäre. Ein Mittel, das

nichts

nichts der Regierung kostet, und vielleicht kräftiger wäre, als alle Belohnungen.

Doch muß schon in der Nation Gefühl und auszeichnender Charakter seyn, sonst helfen dergleichen Mittel nicht. Ist aber unglücklicher Weise keines von beyden da, so muß man beydes schaffen.

Soll aber das Gefühl belebt, und ein Charakter einem Volke gegeben werden, so muß man erst bey ihm gewisse Leidenschaften verstärken, wenn sie schon da sind; fehlen sie aber unglücklicher Weise, so muß man sie in ihm schaffen. Der Nationalgeist ist bey jedem Staate die Haupttriebfeder, die die Regierung in so starker Spannkraft zu erhalten suchen muß, als es sich nur thun läßt, weil dieser der Zügel ist, durch welchen sie den großen Haufen nach ihren Absichten auf eine scheinbar freywillige Art leiten und führen kann. Etwas auszeichnendes hat zwar ein jedes Volk, das kann aber mit keinem Rechte Nationalgeist heißen; nur jene mehr oder weniger enthusiastische Leidenschaft, welche große und rühmliche Handlungen gebiert, verdient diesen Namen. Sie ist auf die Vaterlandsliebe gegründet, diese entsteht aus einer festen Ueberzeugung, daß die Staatsverfassung, das Land, in dem man lebt, uns diejenige Glückseligkeit gewähre, nach der wir streben. Um diese Ueberzeugung aber zu bewirken, muß die Regierung die Denkungsart seiner Unterthanen zweckmäßig bilden, und ihr Verhalten gegen dieselben den ihnen beygebrachten Grundsätzen gemäß allemal einrichten.

Bey

Bey unserer Aufgabe schien vorausgesetzt zu werden, daß die Nation, von der darinnen die Rede ist, in dem Besitze aller der Vortheile sey, welche zu einer blühenden Handlung erfordert werden, und daß, um daraus allen Nutzen zu ziehn, es ihr an nichts, als bloß am Willen fehle. Wir wollen demnach sehen, ob wir nicht die Quelle dieser willkürlichen Nachläßigkeit ausspähen können.

Die Ursachen davon können zweyerley, sittlich nämlich oder natürlich, seyn, ob ich gleich lieber nur eine, und zwar die erste alleinig anzunehmen geneigt bin, weil es bekannter Maaßen immer möglich bleibt, der Natur durch Fleiß und Kunst zu Hülfe zu kommen. Wir wollen indessen bey dieser Eintheilung bleiben, um alle Umstände desto näher beleuchten zu können.

Eine Nation kann dummstolz, faul, rauh und unerleuchtet seyn, und ein jeder dieser Fehler wird bey ihr eine auszeichnende Unthätigkeit hervorbringen.

Dummstolze Nationen verachten Gewerbe und Handlung; diese sind in ihren Augen kaum Beschäftigungen der niedrigsten Klasse, oder der Sklaven. Wo 16 unthätige Ahnen mehr gelten, als Fleiß, Genie und Thätigkeit, da sieht es schlimm mit der Industrie, und folglich auch mit der Handlung, aus. In diesem Falle ist nichts bessers, als dem Uebel gerade entgegen zu gehn; ohne den erblichen Adel zu vernichten, muß die

Regierung alle Vorurtheile vom Adel oder Unadel eines Gewerbes auszurotten suchen, niemanden als dem wahren Verdienste Belohnung und Vorzüge gestatten, dem thätigen Bürger, ohne Rücksicht auf seine Geburt oder Gewerb, sein Wohlgefallen, und dem unthätigen Edelmann sein Mißfallen öffentlich und ernstlich bezeugen, dem Fleiße, wo er Unterstützung braucht, beystehn und ihn unterstützen, fremde arbeitsame Bürger ins Land ziehn, und, mit einem Worte, nichts unterlassen, was Vorurtheil, Unwissenheit und Faulheit verdrängen, Aufklärung aber, Genie und Thätigkeit befördern und anreizen kann.

Bloß kriegerische Völker kennen kein anderes Verdienst, als tapfer seyn. Blut ist ihre Loosung, und Ueberwinden ihr Gewinn. Solche waren ehedem die Bürger Lacedämons. Heut zu Tage giebt es fast keine mehr, denn die indischen Völker, welche man für solche ausgiebt, verdienen diesen Namen nicht. Preußen ist aber ein Lacedämon, würdig unsrer Zeiten, allein sein weiserer Lycurg wußte die Musen mit der Göttinn der Weisheit, Merkur mit dem Kriegsgotte aufs innigste zu vereinigen, so, daß ein jedes die Seinigen harmonisch zum Wohl des Ganzen anführt.

Hier ist ein jeder Stand des eignen Beyfalls werth,
Der, wenn er Reichthum giebt, der, wenn er andre schützt, und dieser, wenn er lehrt.

Berlin ist ein Pantheon. Den Vorsitz hat die Göttinn der Eintracht, und Friedrich ist Hoher-

priester

priester darinnen. Welcher Prinz der Klugheit Liebling ist, mag es ihm nachzuahmen wagen.

Eine kriegerische Nation ist von Natur thätig, und hat also in sich den Keim zur besten Ausbildung, sie braucht nichts als Aufmunterung und Beyspiel.

Ein faules Volk, dessen Spannsehnen erschlafft, dessen Seele schlafsüchtig, dessen Gefühl stumpf, dessen Geist Wasser, und dessen Blut stockendes Eiter ist, ein solches Volk ist gar keiner Ausbildung fähig. Zum Glück für die Menschheit hat man noch keine solche Nation bisher entdeckt. Alle Völker, so uns die Erdbeschreiber als faul angegeben haben, sind es nur verhältnißmäßig, und die Schuld daran sind ihre bürgerliche Bande, oder der Zustand, in dem sie leben. Klima und Boden können wohl etwas dazu beytragen, allein eine kluge und zweckmäßige Veränderung ihrer Grundsätze, und durch diese eine erweckte Liebe zu mehrerer Bequemlichkeit, können ihnen ihren eignen Werth kennen lehren, und so bald dieses ist, so haben Fleiß, Genie und Gewerbe gewonnen. Was waren so viele europäische Staaten vor noch nicht gar langer Zeit, was sind sie schon jetzt, und was wird nicht noch aus ihnen, wenn sie so fortfahren, werden? Die Reise- und Erdbeschreiber mögen uns von den Amerikanern, ihrer Dummheit und Faulheit sagen, was sie wollen; sie sind Menschen, und leben wie andre auf und von der Erde. Die Farbe ihres Körpers, das herrschende Temperament unter

unter ihnen, sind zufällige Dinge, welche ganz natürlich aus der Lebens- und Denkungsart fließen. Nicht das Klima oder der Boden, wie die meisten behaupten, sondern jene obbenannten Umstände machen sie zu dem, was sie sind. Daß die spanischen und portugiesischen Kolonisten im mittäglichen Amerika ausarten und den ursprünglich Eingebornen ähnlich werden, ist gar kein geltender Beweis jenes Satzes. Gemüths- und Leibesbeschaffenheit, ja selbst Grundsätze, machen sie einigermaaßen schon dieser Veränderung fähig, sie thun hier eigentlich weiter nichts, als steigen nur einige Stufen herunter. Warum geschieht dieses nicht in den nördlichen Gegenden dieses Welttheils; ich meyne in den englischen Pflanzungen? Wie hat sich der edle, der großmüthige, der tapfere und kluge Britte dort besser erhalten können, als in seinem ursprünglichen Vaterlande? wie hat er schon sogar einen Theil seiner Größe des Geistes den sonst verachteten unedlen Völkerschaften, die mit ihm in einer Verbindung stehn, sympathetisch mittheilen können? Was that dieses? Bloß Grundsätze und Verfassung. Man lasse nur die dreyzehn verbundenen Provinzen die Früchte ihres Bluts eine Zeitlang ungestört genießen, man gebe ihnen Zeit, durch Klugheit sich das Zutraun ihrer amerikanischen Bundesgenossen zu erwerben, daß diese sie als ihre Lehrmeister und Freunde erkennen, von ihnen des Lebens auf eine dem vernünftigen Menschen würdige Art zu genießen lernen, ihre Grundsätze sich zu eigen machen, und dadurch das Glück, Mensch, ein wirkliches vernünftiges Wesen

zu

zu seyn, fühlen; wie bald werden sie nicht dann ganz unkenntlich werden! Aus einem unstäten Schwarme wird ein Staat, aus Faulenzern werden arbeitsame Bürger, und aus Wilden gebildete Menschen werden. Ein ordentliches Leben wird die Vermehrung des Geschlechts befördern, und da sie nichts selbst erst zu erfinden nöthig haben, sondern nur nachzuahmen brauchen, so kann ihr Wachsthum nicht anders als schnell geschehen. Schon sehe ich im Geiste unnütze Wälder ausgerottet, schädliche Sümpfe getrocknet, verschlemmte Flüsse schiffbar gemacht, da, wo ehedem Hütten aus Laub und Reißern standen, gemächliche und zum Theil auch prächtige Gebäude aufsteigen, und wer weiß, wie bald an der Stätte, wo Aberglaube Menschenblut einer verächtlichen Gottheit weihte, warme Gebete ächter Andacht himmelan steigen werden? Man beschuldiget gemeiniglich die Amerikaner, sie hätten ein wäßriges Temperament: ich wills glauben, ich begreife sogar die Möglichkeit dieser Sache. Ueberall von Wasser und Sümpfen umgeben, kann es wohl anders seyn, daß ihr Körper, dessen Einfluß auf die Seele wahrlich größer ist, als es uns unser Stolz zu glauben erlaubt, daß, sage ich, ihr Körper nicht dadurch nothwendig leide? Man lasse sie nur erst das überflüßige Wasser aus ihrem Lande verdrängen, und dann wollen wir sehen, ob es nicht auch aus ihrem Körper und Geist verrauchen soll. Wir kennen einen gar kleinen Theil der Veränderungen, die unsre Erdkugel von der natürlichen sowohl als sittlichen Seite erlitten hat; dennoch

wissen wir aber immer so viel, um, nach der Analogie zu urtheilen, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit befürchten zu dürfen, es könnte eine Zeit kommen, wo unsre Enkel nach Boston, oder Philadelphia, oder wohl gar nach Vera Crux und Peru, Unterricht und Weisheit zu holen, reisen müssen. Trauriger, schrecklicher Gedanke!

Wenn also ein Volk träge und faul ist, so liegt die Schuld nicht an ihm, nicht am Klima; an der Regierung und ihren Fehlern liegt sie einzig und allein. Was war Brandenburg unter den Joachimen, was ists unter den Friedrichen geworden? Was war Rußland unter den Jvanen, wie schuf es Peter I. um, und was ist es unter Katharinen II. geworden, würde es wohl Peter I., wenn er zurück käme, erkennen, wenn er die langsam fortschleichende Periode, die seine Regierung von der jetzigen Monarchinn ihrer trennt, kennte? Was war endlich Pohlen seit einem ganzen Jahrhundert, und was ist es jetzt, ungeachtet so trauriger Schicksale, die ihm bürgerlicher Zwist zugezogen hat? Es ist ein Baum, der, ohngeachtet ihm die edelsten Theile genommen sind, dennoch neue Aeste und Wurzeln treibt, und bessere Früchte als vorher verspricht.

Ein Volk ist faul, wenn es unwissend unterdrückt ist, von Vorurtheilen und falschen Glaubensmeynungen, mit andern erleuchteten Nationen Gemeinschaft zu haben, verhindert wird, mit einem Worte, wenn ihm alle Mittel, sich aufzuklären, genommen sind. Beyspiele davon sind die

Mahu-

Mahumedaner und Juden. Nur die wenigen unter solchen Nationen, die sich über den gemeinen Haufen zu erheben Glück und Gelegenheit haben, werden ausgebildet, und da ihrer immer zu wenige sind, so hat ihre Erleuchtung keinen Einfluß aufs Ganze. Niemand also, als nur die Majestät, ist im Stande dem Uebel abzuhelfen, und die meisten Vorschriften des Verfahrens dabey habe ich schon Nro. 2. a) gegeben.

5) **Mangel an Bevölkerung.** Ein Land, dem die erforderlichen Hände zur mannichfaltigen Beurbarung des Bodens, den es bewohnt, fehlen, wie kann dieses auf Erzeugung und Verfertigung solcher Dinge bedacht seyn, die ins Register der entbehrlichen und überflüßigen gehören? Ich werde mich nicht in die Beleuchtung derjenigen Mittel einlassen, die man hier vor allen anzuwenden hat. Es haben andere weit besser und vollständiger, als ichs jemals im Stande bin, diesen Gegenstand abgehandelt, wovon das Hauptwerk dahinaus läuft, daß man tolerant seyn, eine vernünftige Freyheit gestatten, und Mittel darbieten müsse, damit ein jeder sein nöthiges Auskommen leicht finde, und nicht durch die Furcht, Unglücklichen ein Daseyn zu geben, das sie vielleicht verwünschen könnten, abgehalten werde, Vater und Gatte zu werden.

XIII.

Mäßige Reiche sind allemal glücklicher, als riesenmäßige Staatskörper.

Niemals war es wohl nothwendiger, diese wichtige Wahrheit den Prinzen begreiflich zu machen, als zu unsern Zeiten. Es hat allemal Eroberer gegeben, es hat fast in allen Jahrhunderten Prinzen gegeben, die sich der ganzen Welt zu befehlen geboren glaubten, und diesem irrigen Wahne unbarmherzig alles aufopferten; allein Eroberungen von der Art, wie sie seit einiger Zeit gemacht werden, sind in der Geschichte ein fast neuer Auftritt. Wenn es einmal seyn muß, daß einige wenige alles, und die andern fast nichts haben sollen, so ists gewiß besser, wenn es geschieht, ohne die ohnedem elende Menschheit gänzlich zu zerstören, der es auch endlich im Grunde einerley seyn kann, wem sie unterthan und zinsbar ist. Eine ganz andere Frage ist es aber: ob es wohl gut, weise und der Pflicht gemäß sey, die einem jeden Regenten obliegt, und zu der er sich beym Ergreifen der Regierungszügel auf das feyerlichste anheischig machte, wenn ein Fürst aus Herrschsucht seine Staaten erweitert? Ich behaupte: Nein.

Gehen wir alle uns bekannte Geschichten aufmerksam durch, und wir werden allemal finden, daß jene traurige Sucht allezeit zuletzt schlimme betrübte Folgen hatte.

Nicht Unermeßlichkeit des Landes, nicht Menge der Unterthanen, die man bloß nach Millionen bestimmt, machen einen Regenten groß und glücklich. Er kann der halben Welt befehlen, und dennoch gewissermaaßen arm, dennoch sehr unglücklich seyn. Ein wohlbebautes Land, fleißige, gutartige Bürger, die ihr Vaterland, und in ihm zugleich den Stifter ihrer Glückseligkeit, den Fürsten, lieben, ein solches Land, wäre es auch von keiner großen Ausdehnung, macht nur den, der es beherscht, zu einem wirklich beglückten Menschen.

Wäre ich einer derer Sterblichen, die von Zeitraum zu Zeitraum von der Vorsehung gesandt werden, die unterdrückte Menschheit wieder aufzurichten; fühlte ich einen solchen göttlichen Beruf in mir, so wollte ich kühn jene Unersättliche, jene Plagen der Natur, fragen: Was willst du denn endlich mit allen Eroberungen machen? Wenn wird endlich deine Habsucht gestillet seyn? Kennest du die Pflichten, die dir mit jeder Erweiterung der Gränzen deines Landes zuwachsen? Fühlest du dich auch fähig, sie zu erfüllen? Und wo du noch glaubest, daß ein Gott ist, ein Rächer des Bösen, und ein Belohner des Guten, denkest du auch, was du thust, vor ihm verantworten zu können? Wo aber solche Vorstellungen unfruchtbar wären, da schlüge ich ihm die Jahrbücher der Völker auf: hier, würde ich sagen, lies, wie es allen dir Aehnlichen ergieng, überlege und zittre! Ein schwacher Faden hält die Bande zusammen, womit deine Sklaven gefesselt sind,

sind, überspanne ihn nicht, sonst fühlen diese Elenden ihren Werth, die Decke fällt von ihren Augen, der Faden reißt, und, die du verachtetest, unterdrücktest, werden deine Richter und Rächer seyn.

Ein Cäsar wird bewundert und gehaßt, ein Titus aber geliebt und bewundert, und ein Marc Aurel noch heute nach Millionen Jahren der Trost und die Freude der Menschheit bleiben. Kann wohl hier ein Fürst bey der Wahl seines Musters lange unentschlossen bleiben?

Die Leichenrede Alexanders scheinet mir eine einleuchtende Lehre für Eroberer zu seyn, und ob man gleich das Ende des durch Semiramis überwundenen ältern Cyrus für erdichtet hält, so bleibt es doch allemal eine in ähnlichen Fällen sehr lehrreiche Sittenlehre. Nach meinem Bedünken sollten sie beyde täglich allen jungen Prinzen, die einstens Regenten werden sollen, vorgelesen und erkläret werden.

Fürsten sind Werkmeister, bestimmt, eine mehr oder weniger zusammengesetzte Maschine, sie sey nun die Frucht ihres Genies, oder das Werk ihrer Vorfahren, zweckmäßig zu lenken und zu erhalten. Ist sie zu groß, zu verwickelt, so reichen ihre Kräfte, wären sie auch die vollkommensten, nicht zu, dieß Geschäfte allein auszuführen. Sie müssen sich also Gehülfen zulegen, denen sie gewisse einzelne Theile davon übertragen. Je größer, je zusammengesetzter das Ganze ist, je mehr Theile

wird

wird es haben, und um so mehr Gehülfen werden sie haben müssen. Diese hinwiederum, unfähig, allein durch sich alles zu verrichten, brauchen Untergeordnete, welche hinwiederum neue Beyhelfer haben müssen; und man kann ohne Uebertreibung funfzehn, zwanzig und mehr Stufen annehmen, um in einer Gattung der Verwaltung vom niedrigsten Diener des Staats bis zum Regenten zu steigen: je entfernter diese vom Throne sind, je mehr arten sie, oft beym besten Willen des Herrn, in kleine Tyrannen gegen diejenigen aus, die sie unter sich glauben. So verkennt man oft den besten würdigsten Prinzen in seinen Dienern, indem alle das Unrecht, so diese ausüben, in seinem Namen und auf seine Rechnung geschieht.

Götter der Erde, o! lernet Euch und andre glücklich machen.

Chi tutto abbraccia, nulla stringe.

XIV.

Thomas Hobbes.

Als dieser Weltweise seinen Satz vom Kriege aller wider alle ausheckte, muß er nothwendig einen starken Anfall von Spleen gehabt haben. Vielleicht erweckte in ihm diesen Begriff das Lesen der dritten Satyre des Horazes im ersten Buche. Allein, er sollte bedacht haben, daß hier der Dichter eine Karikatur aufstellte, und Karikaturen sind aus dem Reiche der Möglichkeit entlehnte Dinge, die dem Weltweisen zu keinem Urbilde dienen können. Das Dichterreich ist demokratisch, das Reich der Weltweisheit aber eine wohleingerichtete Monarchie. Dort ist jeder Bürger Mitregent, hier aber ist die Vernunft der Selbstherrscher.

Es hat unstreitig wilde bösartige Völkerschaften gegeben, die den Menschen unter das Vieh beynahe herabsetzten, doch was für ein Schluß für einen Weisen! Weil es Alexanders und Cartouche gegeben, so sind alle Menschen entweder Weltbezwinger oder Filour!

XV.

Einige Ursachen des Verfalls der Handlung.

Unter die hauptsächlichsten ist die Aufklärung der Menschen, und die vermehrte Bevölkerung gewisser europäischer Staaten zu setzen. Dieser Satz wird den meisten parador scheinen, da die zwey obgenannten Dinge gemeiniglich als Mittel zur Aufnahme des Handels angesehen werden, allein hier sind meine Gründe: Waaren gehn allezeit in dem Verhältniß ab, als es Käufer giebt. So lange es also noch ihrer viele gab, war auch ihr Abgang beträchtlich; nach Maaßgabe, als diese abnahmen, fiel auch ihr Vertrieb da, wo sie ursprünglich verfertiget wurden. Die Käufer nahmen aber ab, als solche Staaten, die vorhero viele Bedürfnisse anderswo herholten, sich selbst solche zu verschaffen anfiengen; so viel neue Fabriken bey leztern angelegt wurden, so viele giengen fast nach und nach bey den erstern zu Grunde. Wäre man noch bloß bey der Errichtung solcher Manufakturen stehen geblieben, wozu die natürlichen Produkte einheimisch sind, so hätte dieses dem Ganzen noch nicht viel geschadet; allein, da man in manchen Ländern einsah, wie groß der Schaden war, den man sich durch eine fast strafbare Nachläßigkeit zuzog, da man mit einem male so viel möglich alles zu

zu Hause machen, und nichts mehr andern zu lösen geben wollte, mußten die Verhältnisse wegfallen, in denen die Völker bisher gegen einander gestanden hatten. Die neuangelegten Fabriken konnten nicht anders als unvollkommen in ihren Anfängen seyn; um sie zu unterstützen, mußten die Produkte ähnlicher fremder verboten werden. Ein solches Verfahren konnte nichts anders als Gegenverbote bey denen nach sich ziehn, die dadurch litten, und am Ende fand der auswärtige Handel überall die Thüren verschlossen. Auf der andern Seite, da man mehrere Sorgfalt, als bisher geschehen war, auf die Bevölkerung wandte, und dieselbe nicht vergebens war, bekam der Staat mehr Hände, als sein Landbau brauchte: diese wuchsen den Manufakturen und Fabriken zu, welche dadurch hinwiederum sich auch vermehrten; und wären die Regenten nicht durch ein wechselsweises Mißtrauen bey so gestalten Sachen auf die großen stehenden Armeen gefallen, kämen nicht von zehn Jahren zu zehn Jahren Kriege vor, die einen beträchtlichen Theil von Ueberfluß an Menschen aufrieben, viele neue Anstalten zernichteten, Schätze dahin schütteten, wo sie sonst nicht hinkämen, und dem Handel neue Wege bahnten, so würde schwerlich jetzt Europa das seyn, was es ist. Zum Glück für die Bewohner dieses Erdtheils, daß es in den übrigen Welttheilen noch so viel faule und unthätige Völkerschaften giebt, denen sie ihren Ueberfluß anhängen können, daß es auch noch einige selbst in Europa giebt, die in ihrer Kultur und Industrie noch so weit zu-

rücke

rücke sind, daß sie fremder Hülfe, in Ansehung der Bedürfnisse, nicht entbehren können. Sollten die bloß arbeitsamen und industriösen Nationen mit einander handeln, oder wären alle Völker und Staaten so weit in ihrer Verbesserung und Verfeinerung, als es jetzt ein großer Theil der europäischen ist, so käme nicht gar viel aus dem Handel heraus, denn ein jedes würde sich, so viel möglich, seine Bedürfnisse selbst geben, und die Artikel fremder hergeholter würden sich auf sehr wenige einschränken.

Die Verschwendung oder der Lux können gewissermaaßen auch als eine Ursache des abgenommenen Handels angesehen werden, ob er gleich eine beständig neuergiebige Fundgrube für jene ist, die am geschicktesten ihn zu unterhalten wissen. Fürsten und Völker, die nicht viel Stoff in ihrem Gebiete zur Aufmunterung dieses Zweigs des Handels haben, noch sich durch Kunst geben können, lernen die jährliche Abnahme des Gleichgewichts, den ihr Handel durch Bedürfnisse dieser Art von Industrie leidet, einsehn; sie schränken ihn also, so viel sichs thun läßt, ein, und, wo es nicht möglich ist, ihn ganz zu unterdrücken, da suchen sie wenigstens ihn so unschädlich zu machen, als es nur angehn will, indem sie die dazu nöthigen Materialien, die sie nicht selbst erbauen, noch sonst erschwingen können, roh einkaufen und selbst bearbeiten, um wenigstens die Bereitungskosten zu ersparen.

Die Abgaben, womit heut bey Tage der größte Theil europäischer Staaten ihre Unterthanen belegen,

gen, die Art und Weise sie einzufordern, und andere dabey vorwaltende Umstände, machen den Fabrikanten verzagt, den Kaufmann verdrüßlich, und stürzen den Handel. Die Handlung ist ein Kind freyer Staaten, so lange ihr die monarchische Regierung die Schwere ihres Scepters nicht fühlen läßt; so lange der Kaufmann in seinen Unternehmungen nicht gebunden ist, so lange gehts glücklich damit; so bald aber Verordnungen, Abgaben, Sünder und Zöllner ihn binden, scheren und verdrießlich machen, da kann es nicht anders kommen, es muß manche kluge Spekulation, die sehr vortheilhafte Folgen haben könnte, zunichte werden, und, geschieht dieses mehrmale, das Ganze des Handels leiden.

Um diesen und allen übrigen schlimmen Folgen vorzubauen, sollten Fürsten einen besondern Kommerzrath, dessen Mitglieder aus lauter großen Handelsleuten bestünden, wählen; diese, und nicht spekulative Finanz- und Kommerzgeister, die ihre ganze großlautende Weisheit aus Büchern erlernten, müßte er in Handlungsangelegenheiten anhören. Sie nur allein sind fähig, ihm in diesem Geschäfte gut zu rathen.

XVI.

XVI.

Man kann ohne Worte denken.

Niemand wird einem in der Wildniß von allen übrigen getrennten Menschen, niemand einem taub und stumm Gebornen, Worte oder eine Sprache beylegen. Sprache und Worte sind gewisse äußerliche Zeichen, über die man sich mit andern verglichen hat, daß sie gewisse Dinge und Empfindungen anzeigen sollen. Bey Menschen im ersten Falle findet dieses gar nicht, im andern nur unter gewissen Bedingungen Statt, oder, bestimmter zu reden, beyde Gattungen von Menschen kennen so lange nicht den Gebrauch einer Sprache, als man sie ihnen nicht beybringt. Wer wird, dessen ungeachtet, beyden die Fähigkeit zu denken, und daß sie, ein jeder nach seiner Art, Gebrauch von dieser Fähigkeit machen, absprechen? Wer daran zweifelt, der lese den Bericht des jüngern Herrn Racine von jenem wilden Mägdgen, so in Frankreich zu seiner Zeit gefunden ward, und die ihm Gelegenheit gab, seine zwey Epitres sur l'homme zu machen. Besagtes Mägdgen besann sich noch in ihrem gebilderen Zustande auf einen großen Theil der Vorfälle, die ihr in der Wildniß widerfahren waren; sie mußte sich davon Bilder und Vorstellungen gemacht haben, sonst hätte sich das Andenken davon nicht in ihrem Gedächtnisse erhalten. Man

ist

ist überhaupt viel zu unvorsichtig mit der Bildung solcher in der Wildniß aufgewachsener Menschen zu Werke gegangen, indem man ihre Sinnen zu übereilt mit gar zu vielen Gegenständen auf einmal überhäuft hat. Wahre Weltweisen, wäre ihnen lediglich die Beobachtung und Bearbeitung eines solchen Menschen überlassen worden, würden viel klügere Anstalten getroffen, und viel neue Entdeckungen in der Naturgeschichte des Menschen dadurch gemacht haben, und die Religion hätte gewiß nichts dabey verlohren.

Was aber die Stummen betrifft, so ist es bekannt, daß sie es deswegen sind, weil ihnen das Gehör mangelt. Diese haben, oder machen sich zwar durch die Länge der Zeit eine eigne Sprache, welche allen denen verständlich wird, die mit ihnen oft umgehn; von so weit ausgebildeten Stummen aber, und von denen, die durch die Kunst eines Heinike, eines l'Epées und Pereire u. a. m. gegen die Strenge der Natur gerächet worden, ist hier nicht die Rede, ich sage nur von solchen, die zwar gewisse äußerliche Zeichen ihrer Empfindungen geben, die aber so unbestimmt und veränderlich, auch so geringe an der Zahl sind, daß man ihre damit verbundenen Begriffe kaum errathen, meistens aber gar nicht verstehen kann. Von diesen kann man nicht mit Recht behaupten, daß sie eine wirkliche Sprache haben, sonst müßte man eine auch den meisten Thieren eingestehen; nichts desto weniger wird dennoch kein Mensch jenen Gedanken und Schlüsse absprechen.

Zwar

Zwar suche ich hiermit nicht zu behaupten, als hätten solche Menschen einen sehr erleuchteten Verstand, und wåren vieler Abstraktionen und ganzer Reihen von Schlüssen fähig. Vielmehr werden sich ihre Begriffe auf den engen Raum ihrer Bedürfnisse, deren Abgang sich physisch ankündiget, einschränken. Gleich einem noch nicht lallenden Kinde, oder vielleicht noch eine Stufe niedriger, wird ihre Seele, ihr Verstand nur so viel Thätigkeit erlangen, als sie durch Beyspiele, die in die ihnen übrigen äußerlichen Sinne fielen, dazu bestimmt werden konnten.

Diese Stufe des Denkens kann auch nicht ohne eine vorsetzliche Halsstarrigkeit den meisten vollkommenern Thieren abgesprochen werden, so wie man ihnen eine zwiefache Sprache nicht streitig machen kann, davon die eine im Laute, die andre aber in einer gewissen Art Pantomimen besteht. Denen, die daran zweifeln, rathe ich, Hunde, Pferde und andere Gattungen vollkommnerer Thiere aufmerksam zu beobachten.

XVII.

Der Pacht.

Die Verpachtung öffentlicher Einnahmen, ist allemal die Folge einer fehlerhaften Verwaltung. Es können zwar dazu verschiedene Ursachen Gelegenheit geben, dergleichen sind das Mißtrauen des Fürsten gegen die Verwalter seiner Renten, oder die Habbegier und Faulheit der Kammer-Steuer- und Rentdirektoren, oder endlich ihre Unwissenheit u. s. w. Die gewöhnlichste ist aber eine Unordnung der Finanzen. Der Regent hat kein Maaß zwischen Aufwand und Einnahme gehalten, ist sehr viel schuldig, sein Credit ist hin, er braucht Geld, darf oder mag nicht Länder versetzen, neue Auflagen werden von den Ständen nicht gewilliget; was bleibt da noch übrig, als der Pacht, den ihm niemand wehren kann, weil bey Errichtung der Reiche sich niemand einfallen ließ, daß der Vater seine Kinder einem Fremden gegen ein gewisses Stück Geld auf eine bestimmte Zeit, überlassen könnte und würde, und man also zu der Zeit, als es hätte geschehen können, diesem Uebel durch kein Grundgesetz vorbaute?

Der Pacht also, diese schöne Erfindung, würdig unserer aufgeklärten Zeiten, ist das herrliche Mittel, wodurch Stiefväter der Völker ihren zwiefachen Zweck erreichen. Sie bekommen dadurch auf einmal ih-

ren einzigen Wunsch, Geld in die Hände, und belegen auf eine unmerkliche Art ihre Unterthanen mit neuen Auflagen.

Gott genade dem armen Lande, wo alle öffentliche Gefälle an die Meistbietenden überlassen werden! Wie vielen Blutigeln, wie vielen Bedrückungen und wie viel Scherereyen ist es nicht ausgesetzt! und was behält es da noch von natürlicher Freyheit übrig?

Für wie viele muß da der arbeitsame Stand nicht zugleich Schweiß und Kräfte verschwenden, eh er an sich selbst und an die Seinigen ernstlich denken kann! Fürst, seine Familie und Diener, der Miethling und seine Knechte, alle diese lauren begierig auf sein Tagewerk, allen diesen muß er nicht nur Unterhalt, nicht nur Bequemlichkeit; Ueberfluß und Wohlleben muß er ihnen erschwitzen, unterdessen, daß er kaum mühselig sein elendes Daseyn dahin schleppt.

Und das können Väter an ihren Kindern, oder lieber gerade mit der Sprache heraus, Brüder an Brüdern thun! Was Wunder! das Andenken, daß Menschen ehedem gleich waren, ist erloschen. Das erste und eigentliche Urbild aller Staatsverfassungen, die Regierung der Hausväter, ist eine rhetorische Figur geworden, der man noch eine andere beygesellet hat, welche sich aber in der Wirklichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erhält. Fürsten sind jetzt oft Hirten; allein, ihre Schaafe

 wissen

wissen es am besten, von was für einer Art, zumal, wenn sie Pächtern Ihre Ihnen angeborne Heerde miethweise überlassen. Ich möchte gern wissen, wer ihnen das weißgemacht hat, daß Ihnen Ihre Unterthanen, wie die Bewohner der Hofräthen und Ställe angeboren werden. Wenn das Angebären statt finden kann, so muß es hier gegenseitig seyn, und da das Physische im Sittlichen keinen wahren Grundsatz abgeben kann, so müssen die sittlichen angebornen Verhältnisse von gleichem Werthe und von gleicher Stärke seyn. Ein Lehrsatz, der billig alle Augenblicke den Regenten, anstatt des verschwendeten Weihrauchs wiederholt werden sollte. Allein, weit gefehlt, daß dieses geschehe, wiederholen niederträchtige Schmeichler, der Auswurf menschlicher Natur, ohne zu bedenken, daß sie sich selbst das Urtheil damit sprechen: Ew — — — — angeborne Unterthanen.

Nichts natürlicher, daß auch gute, kluge und sonst verehrungswürdige Prinzen, durch diesen aus Gewohnheit angenommenen Grundsatz verführt, durch vorgemalten Dunst verblendet, ihre Schaafe, bey dringender Geldnoth, einem Miethling verpachten. Allein, sie bedenken nicht, wie sehr sie ihrem Ruhme, denn Pflicht und Menschlichkeit übergehe ich jetzt, schaden. Ist der Pachter, bey weit mehrerem Aufwande, mehr zu geben im Stande, als der Herr durch eigne Verwaltung herausbringen konnte, so muß es entweder an der Unschicklichkeit dieser liegen, oder die Verwalter müssen Untreue seyn. Beyden Uebeln nicht abzuhelfen wissen,

zeigt

zeigt Schwachheit und Unwissenheit an; beydes Vorwürfe, die weder dem Prinzen, noch seinen Ministern Ehre machen. Der Prinz mit seinem Rathe, sollen der Hut der Weisen im Lande seyn, sonst — — — — —. Die Abgaben, so Unterthanen an ihre Regierung entrichten, ist ein geheiligtes Geld; so bald es in die profanen Hände ungeweihter Personen kömmt, wird der Thron entheiliget. Welche Hände können wohl unheiliger seyn, als dessen, der ohne Barmherzigkeit, ohne Mitleid, ohne Scheu und Gefühl, der Wittwe und dem Waisen, dem Armen und Elenden den einzigen Bissen entreißt, der bis zur nächsten Morgenwache ihr Schattenleben fristen sollte? Und das thun gewiß allemal Pächter. Sie sind sogar dazu durch ihre Verträge und durch das Selbsterhaltungsrecht berechtiget.

Titus, Marc Aurel verpachteten nicht das Blut ihrer Bürger. Fürsten! ahmet diesen ewig liebe- und ehrfurchtswürdigen Beyspielen nach, und verdienet Euch dadurch im Buche der Unsterblichkeit eine Stelle neben ihnen, sie wird Euch mehr Glanz, mehr Würde und Ansehn geben, als Eure Kronen.

XVIII.

Sachwalter und Richter.

So oft ich bittere Klagen wider die Ungerechtigkeit der Richter, wider die Feilheit der Sachwalter höre; so oft ich neue einzelne Gesetze, oder wohl ganze neue Gesetzgebungen sehe, welche diesen Uebeln zu steuren abzielen, und doch zuletzt ihren Zweck verfehlen, weil man, wie ein irrender Arzt, den wahren Sitz des Uebels übersah, und nur wider die Symptomen, nicht aber wider den eigentlichen Grund des Verbrechens, Vorschriften abfaßte, klagt meine ganze Seele.

Wie, sollte es wohl unmöglich seyn, eine Krankheit zu heben, dessen Ursachen einem jeden vor Augen liegen? Werden wir immer Knechte solcher Vorurtheile bleiben, die weiter nichts für sich haben, als eine übelverstandene Ehrfurcht fürs Alterthum? werden wir, bey täglich wachsender anschauender Erkenntniß, in der thätigen keinen Schritt weiter wagen?

Ich will das Richter- und Sachwalteramt hier nicht bis auf seinen ersten Ursprung verfolgen, ein jeder weiß, daß es in der Kindheit aller Völker einen Theil der vornehmsten Pflichten derjenigen ausmachte, die man sich zu ersten Vorgesetzten freywillig wählte, und daß bloß eben daher ihr

jetzi-

jetziges Recht, Gesetze zu geben, entsprossen ist. Eben so wenig will ich auch die allgemeine Geschichte aller bekannten Gesetzgebungen, so weit es die Denkmäler verflossener Zeiten gestatten, weder im Ganzen noch stückweise durchgehn; denn dieses thaten andre schon längst vor mir. Und obgleich dieses Unternehmen von ausgebreitetem Nutzen für die ist, welche die Geschichte des menschlichen Herzens erlernen wollen, so würde es hier mehr einer gelehrten Prahlerey ähnlich sehen, als ein wirklich nothwendiges Stück jetziger Betrachtungen seyn.

Ich will hier, gleich einem klugen und wohlunterrichteten Arzte, zu Werke gehn. Das Gebrechen, von dessen Heilkunst hier die Rede ist, heißt: Ungerechtigkeit der Richter und Feilheit der Sachwalter. Was ein Richter, was ein Sachwalter eigentlich sey, weiß ein jeder, folglich brauchen diese Worte keiner nähern Bestimmung; eben so sind auch ihre beyderseitigen Pflichten allen bekannt; ich setze es wenigstens voraus, um mich bey unnöthigen Beschreibungen nicht aufzuhalten. Was endlich der Richter Ungerechtigkeit, und der Sachwalter Feilheit sagen wolle, wird ein jeder anzeigen können, der nur die mindeste Streitsache in seinem Leben gehabt hat, und auch selbst ohne diese traurige Erfahrung wird so leicht niemand seyn, dem diese zwey Dinge nicht bekannt seyn sollten, er käme denn erst ganz neu aus Othahite.

Um den Grund dieser zwey großen Plagen der menschlichen Gesellschaften zu erkennen, braucht

 man

man eben kein Zauberer in der Methaphysik, kein Locke noch Montesquieu zu seyn. Ein jeder Mensch sucht aus der Beschäftigung, die er sich zu seinem Hauptgewerbe wählte, so viel Vortheile zu ziehen, als es sich nur will thun lassen. Des Richters Hauptgewerbe ist das Richten, des Sachwalters seines hingegen, entweder bestrittene und gewältigte Rechte den Vorschriften gemäß zu vertheidigen, oder Angeklagter Handlungen nach den Gesetzen zu entschuldigen und zu rechtfertigen. So lange Staaten ihre Gränzen wenig außer den Mauern ihrer Stadt ausdehnten, so konnten die Fürsten diese wichtige Pflicht ihres Amts gar wohl erfüllen. Als aber mit der Anzahl der Bürger auch die Ausdehnung der Reiche zunahm, als Zwiste mit den Nachbaren Kriege gebaren, und der täglich sich mehrende Wohlstand des Volks die Geschäfte der Regierung häufte, wuchs der Fürsten Arbeit so, daß sie endlich andern an ihrer Statt diesen Theil ihres Amts übertragen mußten. Bloß die Nothwendigkeit erfand also die Unterrichter, die Anfangs ihr geheiligtes Amt unentgeltlich verwalteten. Nach und nach heischte die Nothwendigkeit, ihnen Besoldungen auszusetzen, und als diese beym erhöhten Werth der Dinge nicht mehr zureichen wollten, als die Häufung der Rechte das rechtliche Verfahren erschwerten und weitläuftiger machten, kamen die Gebühren und Sporteln auf. Nun ward das Richteramt ein wahres Gewerbe, dessen Einträglichkeit von der klugen Betreibung dessen, dem es aufgetragen war, abhieng. Es hat zwar von Zeit

zu

zu Zeit liebreiche Fürsten gegeben, die, von der Bedrückung, welche ihre Unterthanen litten, gerührt, durch mancherley Vorschriften die Mißbräuche der Richter abzustellen, und ihre Raubbegier zu begränzen gesucht haben; daher die mancherley Proceßordnungen, Sporteltaxen u. s. w. Allein, weitgefehlt, daß sie ihren Zweck damit erreicht hätten, haben sie vielmehr der erfinderischen Chikane bloß neuen Stoff, neue Auskünfte und Schleiferey auszuhecken gegeben.

Was soll ich aber von den Regenten sagen, welche das Recht ihre Unterthanen zu richten, wie die Landwirthe ihre Viehheerden, an den Meistbietenden verpachten? Unmöglich können diese die Bande, womit alle Glieder bürgerlicher Gesellschaften wechselsweise verbunden sind, kennen. Ihnen muß nothwendig der Satz:

Unsre angeborne Unterthanen

sehr einleuchtend seyn, sonst könnten sie unmöglich diesen abscheulichen Schritt wohlbedächtig wagen.

Vertraute der Fürsten, Euch, nicht Eure Herren, klagen die Bedrückten vor der ganzen Menschheit an, nur wider Euch schreyen sie gen Himmel um Rettung und Rache. Fürsten kennen selten die Verbindlichkeiten ihres Amts in ihrer ganzen Ausdehnung, Eure Pflicht ists, sie ihnen kennen zu lernen, und, wenn sie fehlen, ihre Warner zu seyn. Daher Eure Erhebung über Eure Brüder, daher Euer reicher Antheil am Fette des Landes,

des, daher die Orden und Sterne, so Eure Brust und Schultern zieren; sie sind Sinnbilder dessen, was ihr seyn sollt. Das Herz rein, glänzend, wie ein Stern erster Größe an einem schönen Sommerabende, und da ein Theil der Last des Staats Euren Schultern aufliegt, so werden Euch seidene, goldene Küssen untergelegt. Vergeßt dieses nie, so oft Ihr Eure Orden anseht, und thut Eure Pflicht ohn Unterlaß und Furcht.

Vergieb, Leser, diesen Ausfall, die Bedrückung so vieler Tausende meiner und Deiner Brüder nöthigte mir ihn ab. Ich kehre zu meinem Vorwurf wieder. Die Grundursache der politischen Krankheit, welche zu beleuchten ich mir hier vorgenommen habe, liegt also lediglich in der Leichtigkeit, aus der Verwaltung der Gerechtigkeit durch mannichfaltige Kunstgriffe ein einträgliches Gewerbe zu machen, und in dem jetzt allgemein gewordenen Hange der Menschen, die in einem Staate vereiniget leben, die Einkünfte ihres Gewerbes so hoch zu steigern, als sichs nur will thun lassen. Um also diesem Uebel auf das wirksamste zu begegnen, muß man nicht empyrisch die Symptome, eines nach dem andern, zu heben suchen, die Ausrottung des Urgrundes muß hierbey eines klugen Arztes sein einiges Bemühn seyn, und die Nebengebrechen werden schon für sich selbst wegfallen.

Bürger zahlen dem Staate deswegen einen Theil ihrer Erwerbung, um das, was ihnen davon übrig bleibt, in Ruh und Sicherheit sowohl von innen als von draußen genießen zu können.

Von Rechtswegen sollte also die Gerechtigkeit einem jeden unentgeltlich ertheilet werden, denn darinnen besteht eben der Genuß der innerlichen Sicherheit und Ruhe. Da aber einmal die öffentlichen Bedürfnisse in unsern Tagen so groß angewachsen sind, daß es dem Staate an hinlänglichen Mitteln, andre Nothwendigkeiten zu erschwingen, fehlen würde, wenn er aus dem öffentlichen Schatze alle Gerichtspersonen reichlich besolden sollte, so seys denn, daß ein jeder die verlangte Gerechtigkeit bezahlen müsse. Um aber der Feilheit der Richter und der Chikane der Sachwalter auf immer vorzubeugen, so benehme man beyden die Möglichkeit, aus ihrem geheiligten Amte ein beliebig einträgliches Gewerbe zu machen. Der ehrliche, der rechtschaffene und gewissenhafte Mann steht niemanden an der Stirne geschrieben; man kann also menschlicher Weise bey der Wahl der Richter und Sachwalter auf nichts anders, als auf den guten Ruf und die Geschicklichkeit der zu wählenden Personen sehen. Wie leicht wird aber nicht der äußerliche Schein gar oft betrügen, und ists wohl unmöglich, daß ein sonst ehrlicher Mann erst da es zu seyn aufhöre, wo ihn dazu Gelegenheit und Umstände entweder reizen oder zwingen? Darauf also bestehn wollen, daß man nothwendig zu diesen Aemtern grundehrliche Leute nehmen müsse, ist mehr verlangt, als Menschen zu thun vermögen. Allein, seine Maaßregeln so nehmen, daß Böse gut, Schelme ehrliche Leute seyn müssen, das heiß ich eine kluge Regierung, und daß es möglich sey, werde ich gleich zeigen.

Die Gerichtsgebühren und Sporteln sind nicht nur die Lockspeise, wodurch Richter und Sachwalter zu Ungerechtigkeiten und Betrügereyen gereizt werden, sie sind auch zugleich der Deckmantel, womit sie ihr Betragen gegen die sie bedrohende Gesetze in Sicherheit setzen, weil sie die Sporteltaxe dazu autorisiret. Man schaffe aber alle Sporteln gänzlich ab, man setze Richter und Sachwalter, bey deren Wahl man immer auf Fähigkeit und guten Ruf zu sehen hat, auf gute reichliche Besoldungen; und da es einmal der Kassenbestand des Staats fordert, daß man die Gerechtigkeit nicht kann unentgeltlich den Bürgern ertheilen lassen, so setze man auf jeden Gegenstand, der zum Rechten Anlaß geben könnte, einen gewissen Werth, von welchem die streitenden Theile sogleich ein Gewisses fürs Hundert in die dazu bestimmte Kasse niederlegen müssen. Diese Kasse muß aber nicht in den Händen der Richter noch Sachwalter, sondern in solchen seyn, welche diesen beyden den Zugang dazu auf immer versperren. Aus dieser Kasse können alsdann die Richter und Sachwalter besoldet werden. Findet sich Ueberschuß, desto besser für die Landeskasse. Um aber auch aller Art der Bestechung der Richter vorzubeugen, muß die strengste Bestrafung dieses Verbrechens ein unwiederruflich Gesetz seyn, man trage die Aufsicht darüber den Sachwaltern auf, und setze nebst dem Amte des Uebertreters auch sein ganzes Vermögen zur Belohnung der Anzeige aus.

XIX.

Kinderzucht und Erziehung.

Das Glück eines Staats steht mit der Güte seiner Bürger im genauesten Verhältnisse.

Gute Bürger aber sind solche Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft, die bey allen ihren Handlungen den Vortheil und das Wohl des Ganzen nie aus dem Gesichte verlieren.

Hierzu wird nicht nur Gehorsam gegen die Gesetze, es wird weit mehr erfordert, und dieses Mehr heißt bürgerlicher Heldenmuth, oder, wenn man lieber will, Enthusiasmus (bürgerliche Begeisterung), wovon die verschiedenen Stufen mancherley Grade der Vaterlandsliebe zum Grunde haben.

Liebe gründet sich auf die feste Ueberzeugung, daß uns der Besitz dessen, was man liebt, allein zufrieden und glücklich machen könne. Daher der Eifer, daher das Bestreben, daher die Bereitwilligkeit, alles zu thun, um zu dessen Besitz zu gelangen, und, ist man schon einmal darinnen, alles der Fortdauer dieses Besitzes aufzuopfern.

Die Vaterlandsliebe ist eben nichts anders, der einzige Unterschied, der zwischen ihr und der ordentlichen Liebe ist, besteht bloß im Gegenstande; die Wirkungen dieser Leidenschaft bleiben bey den mannichfaltigen Temperamenten immer die nämlichen.

Der

Der Keim der Liebe liegt in der Natur des Menschen, seine Entwickelung bringt die Zeit hervor; die Gegenstände aber, welche diese Leidenschaft erregen und unterhalten, werden von Meynung, und oft von Vorurtheilen bestimmt. Also, um in einem Staate Liebe zum Vaterlande zu erwecken, muß man bey Zeiten die Bürger desselben zu überreden suchen, daß sie nirgends glücklicher, nirgends zufriedner ihre Jahre verleben können, als im Schooße der Gesellschaft, des Landes, die sie gebären und aufwachsen sahn; daß die Staatsverfassung, unter der sie leben, ihnen weit mehr Glück gewähren könne, als alle übrigen; daß folglich die Ausübung der Vorschriften, die einem jeden Stande in dieser Gesellschaft obliegen, das einzige Mittel sey, sich dieses Glück zu erwerben.

Werden wohl Gesetze hinreichen, alle diese Wirkungen hervorzubringen? Nein! Gesetze, als Gesetze betrachtet, werden selten anders, als strenge Befehle, denen man aus Furcht der Strafe nachleben muß, angesehen. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ists unmöglich, daß sie sich Zutrauen erwerben könnten; man muß, um ihnen dieses widrige Ansehn zu benehmen, sie als wohlmeynende Rathschläge, als Mittel zur Glückseligkeit aufstellen, und die auf ihrer Uebertretung ruhenden Strafen müssen als so viel herbe Heilmittel kranker Theile des Ganzen, an deren Gebrauch der Arzt gar keinen Gefallen hat, vorgebildet werden.

Um diese Absicht zu erreichen, und um ein wirklich gutes Gesetz zu geben, so soll dessen einziger Zweck seyn, die Wohlfahrt der Bürger durch Aufrechthaltung der Staatsverfassung zu befördern. Dieser Zweck muß aber einleuchtend und jedermanns Verstande begreiflich gemacht werden, damit man überzeugt werde, daß man, im Befolgen der Gesetze, sein eignes Bestes wirke. Jedes andre Gesetz, so nicht alle erzählte Eigenschaften hat, verdienet diesen Namen nicht, vielmehr kann man es mit Recht für einen despotischen Befehl ansehn, der bloß den Willen, oder auch oft den Eigensinn des Herrn zum Grunde hat.

Aus diesem folgt aber dennoch nicht, als wären alle strengscheinende Gesetze Tyrannenbefehle.

Mit der Gesetzgebung hat es die nämliche Bewandniß, wie mit den Anordnungen und Befehlen eines klugen Hausvaters, welche den Kindern nicht selten unangenehm sind, und bloß aus diesem Grunde streng, ja hart und unerträglich scheinen, weil sie ihren Neigungen entgegen streiten.

Ein jeder Staat ist im Grunde nichts anders, als eine Nachahmung der Vaterregierung. Die Majestät soll, in wessen Händen sie auch immer sey, nichts als Vaterstelle gegen ihre Bürger vertreten. Weisheit und Klugheit müssen ihre Rathgeber, und zärtliches, menschliches Gefühl ihr Warner und Gewissensrath seyn. So wie ein weiser Vater nur dann zur Strafruthe greift, wann gelindere Mittel auf die Widerspenstigkeit unwirk-

sam werden, eben so soll auch der Regent nur dann die Strenge gebrauchen. Hat ein Vater so weislich seine Kinder zu bilden gewußt, daß sie nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus eigenem Triebe, aus Ueberzeugung, seinem Willen gehorsamen, und ohne Zwang gut und tugendhaft leben, so wird die Strenge unbrauchbar, und sein Haus wird ohne sie das Muster seiner Mitgenossen werden. Dieses gilt auch, obgleich unter gehöriger Einschränkung, von ganzen Staaten. Eine gute zweckmäßige Erziehung ist der Grund aller menschlichen Tugenden und Vollkommenheiten; ist dieser fest und unwandelbar, so muß nothwendig das darauf kommende Gebäude stark und dauerhaft werden.

In einer Familie, wo man die gute Natur des Kinds zu veredeln, die schlimme aber zu verbessern weiß, können selten ungerathene Kinder aufwachsen.

Gemeiniglich ist der Mensch, so wie er aus den Händen unserer gemeinschaftlichen Mutter kömmt, weder böse noch gut, und Erzbösewichter werden eben so selten geboren, als die Lichter der Welt.

Die Körperpflege, vom ersten Augenblick seiner Entstehung, ist eben so wichtig, als die Bearbeitung des sich allgemach entwickelnden Verstandes; sie haben beyde gleich starken Einfluß auf den künftigen Charakter, und wahrscheinlicher Weise jene noch mehr, als diese. Wir sind wahrlich mehr

Thier,

Thier, als es uns unser Stolz zu glauben erlaubt. Die erste Milch, die gleich anfängliche Wartung in den Windeln, noch mehr, der erste Schritt zu unsrer Entstehung, sogar die Art und Weise, wie sich unsre Eltern dazu anstellten, ihre Gemüthsverfassung, der Zustand ihres Körpers in diesem Augenblicke, alles dieses zusammen, bestimmt die mannichfaltigen Abänderungen des Menschen, so die Naturforscher Temperament nennen. Doch wie unbestimmt ist nicht dieser Ausdruck! wie viel, und wie wenig sagt er nicht!

Könnten Eltern bey jeder Zeugung sich ganz in den nämlichen Zustand ihres Geistes und Leibes versetzen, so müßten ihre Kinder lauter sich ähnliche Wesen werden, bis auf das, was Vorfälle in und nach der Schwangerschaft, Geschlecht und Erziehung, abändern würden.

Dieses mag wohl die eigentliche Ursache seyn, warum sich die Mannichfaltigkeit der Temperamente beym Thiere weniger zahlreich antreffen läßt, als bey Menschen, ob sie gleich auch hier ziemlich auffallend ist; sie nimmt aber in dem Verhältniß der Vollkommenheit desselben zu und ab, und eine Raupe scheinet uns wenigstens einer andern von ihrer Gattung vollkommen ähnlich zu seyn, da es ein Hund dem andern nicht ist. Sollte dieses nicht darinnen liegen, weil ihr stufenweise eingeschränkteres Ganze weniger Veränderung unterworfen ist, und weil die Neigungen einer jeden Gattung nach diesem Maaßstabe begränzet werden?

Vielleicht ließe sichs in diesen Untersuchungen weit höher steigen, als wir vor jezt noch haben kommen können, und wer weiß, wie viele Räthsel sich dann in der Natur gar leicht erklären ließen, wenn man, der Natur getreuer, als der Schule, jener lieber in ihre geheime Werkstätte nachschliche, als, vom stolzen Systemgeist hingerissen und verblendet, alles in selbst gemachte Formen und Schranken passen wollte!

Nicht erst in unsern Tagen zieht dieses Feld der Natur unsre Aufmerksamkeit auf sich, schon in den ältern Zeiten gab es eben so kluge Leute. Terenz, der Komödiendichter, sagte von einem Dummkopfe: sein Vater hätte ihn in der Trunkenheit gezeugt. Dieser Saz ist so wahr, daß man eben nicht selten Genies aller Art von geringen einfältigen Eltern, Dummköpfe aber und Lasten der Erde von geistreichen und großen Männern entspringen gesehen hat. Erscheinungen von dieser Art einem bloßen Ungefähr, dem Zufall, diesen nichts bedeutenden Ausflüchten unsrer Unwissenheit, zuschreiben, hieße blind und verstockt mit Vorsaz seyn wollen. Wie kann ein Nichts die wirkende Ursache seyn, da Ursache und Wirkung eine ununterbrochene Kette ausmachen? Welche sind indessen die Triebfedern dieser Erscheinungen, und wo soll man sie eingentlich suchen? Im geistigen oder körperlichen Theile unsers Ichs, oder in beyden zusammen? So lange es ein Räthsel bleibt, was wir sind, was Geist, was Körper ist, wie zwey so verschiedene Dinge, die nicht die allermindeste Verhältniß haben, mit einan-

einander so fest verbunden seyn können, um wechselsweise wirkend und leidend zu seyn, so lange, sage ich, diese Dinge uns verborgen bleiben, ist alles unser Nachforschen und Grübeln verloren.

Die körperliche Hülle, womit unser Geist umgeben ward, ist viel zu dick, als daß er durch sie durchdringen könnte; und bereden wir uns gleich bisweilen, als hätten wir uns in den Kreis der Geisterwelt geschwungen, so überführt uns doch am Ende eine strengere Untersuchung, daß uns ins Unendliche getheilte Materie täuschte. Herrlicher Grund für die beste der Sittenlehren!

Doch diese schon so oft mißlungenen Versuche, diese so tiefe Erniedrigung unseres Stolzes, diese unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten sollen unsern Muth, unsere Wißbegier nicht niederschlagen, nicht vermindern. Schon ist die Decke vor unsern Augen feiner, vielleicht kömmt ein Kühner, der sie ganz zu zerreißen Mittel findet.

* * *

Jede zarte Menschenpflanze kann durch gute und angemessene Pflege zu einem nützlichen und fruchttragenden Baum gedeyen. Der Keim der Tugend und des Lasters liegt in ihr gleich stark. Alles kömmt hier auf die Fähigkeit und auf den guten Willen des Gärtners an. Dieser muß seinen Sprößling kennen, und die Wartung desselben seiner Natur gemäß einrichten, je nachdem er einsieht, daß derselbe entweder zu einen fruchttra-

 gen-

genden, oder schattengebenden, zu einem nützlichen, oder bloß belustigenden Baum gedeyen könne. Ein Haselstrauch wird nie zu einer Zeder, nie eine Fichte zum Feigenbaum werden, obgleich der Fleiß und die Geschicklichkeit eines Gärtners aus wilden Stämmchen gute fruchttragende Bäume erzielen kann.

So ists auch mit den Menschensprößlingen. Will man aus Kindern gerechte Richter, billige Kaufleute, treue Diener, kluge Staatsmänner, tapfere Krieger, geschickte Künstler und Handwerker, gründliche Gelehrte, fleißige Landwirthe, zärtliche und treue Ehemänner, rechtschaffene Hausväter, liebreiche Eltern, ächte Freunde, getreue Unterthanen, mit einem Worte, wirklich gute Bürger in allem Betracht erziehen, so vernachläßige man eben so wenig die erste Zeit der Kindheit, als die Jahre des Jünglings.

Kinder sind Automaten, ein Wachs, dem man eben so leicht das Bild einer Minerva, als einer Furie, aufdrücken kann. Der Jüngling hingegen wählt sich schon selbst seine Muster, und seine Neigungen sind dabey seine einzigen Rathgeber. Er ist nicht mehr ganz der Sklav seiner Lehrer und Führer, ein wenig zu viel Freyheit und sein eigen Herz wird sein Tyrann. Dieses muß also vor allen gut gebildet seyn.

Das Gefühl, die Leidenschaften des Jünglings sind viel lebhafter, viel hinreißender, als des Mannes seine. Seine noch nie über ihren Bestandpunkt gespannten Sehnen, seine noch nie übergereizte

gereizte Nerven haben noch ihre völlige Reizbarkeit, ihre ganze Spannkraft, und wirken also auf seine Sinnen in doppelter Maaße, und durch diese auf seine Einbildung, welche nebst dem Gedächtnisse die zwey Kräfte der Seele sind, die dieses Alter am vollkommensten besitzt.

Das männliche Alter ist hingegen schon weit anders. Durch langes Kämpfen und Ueben sind da schon die Leidenschaften der Vernunft unterwürfig gemacht, und eine lange Reihe von Erfahrungen ersetzt oft die Mängel eines zu eingeschränkten Verstandes. Der Mann ist gesetzter, schlauer, vorsichtiger, weil er seine Gegenstände richtiger beurtheilet. Er ist weniger unternehmend, langsamer, und, wenn man will, furchtsamer. Seine Einbildung ist weniger fruchtbar, seine Sinnen durch den Gebrauch zwar stumpfer, aber geübter, daher er mit seinem geübten Auge oft weiter sieht, als der Jüngling mit seinem scharfsichtigen. Der Jüngling wagt daher alles, der Mann aber überlegt erst, was er thut.

* *
*

Der richtigste Weg, den Menschen zur Erkenntniß des Allmächtigen zu führen, ist die Leiter der Natur. Man mache ihn zuerst gehörig mit dieser bekannt, man lehre ihn darauf aufmerksam seyn; ihre Mannichfaltigkeit, ihre Schönheit, so bald sie nur aufgedeckt seyn wird, wird gewiß darinnen den Lehrer unterstützen, und es kann ihm nicht

nicht schwer fallen, seinen Lehrling dahin zu bringen, daß er von sich selbst einsehn müsse: es sey etwas da, welches allem dem, was in die Sinne fällt, Daseyn, Lauf, Zusammenhang und Kraft der Wiedererzeugung gab. Schon des Kindes Verstand muß so zu denken gewöhnet werden. Diese ist die einleuchtendeste, die richtigste Art; durch sie allein sind alle Grundwahrheiten gefunden worden; erst machten gewisse Erscheinungen den Menschen aufmerksam, ehe er ihre Ursachen entdeckte. Selbst die abstraktesten Begriffe sind auf diese Weise entstanden, alles ist in dem Reiche des menschlichen Wissens ein Schluß von der Wirkung auf die Ursache, und irren heißt eigentlich nichts anders, als sich in Entdeckung der Ursachen trügen.

Irre ich also nicht, habe ich die wahre Grundursache aller Dinge aus ihrer Anschauung erkannt, so muß ich mir auch einen ächten Begriff davon machen. Aus diesem Begriffe wird mir nun die Ableitung ihrer Eigenschaften, und hieraus die Erkenntniß ihrer Verbindung mit den durch sie hervorgebrachten Dingen leichter werden; und da der Mensch ein Glied der allgemeinen Kette der Dinge ist, so muß durch Fortschließen gar leicht das Verhältniß heraus kommen, in welchem er ins besondere mit der alles wirkenden Ursache steht. Dieses wird ihm eine Reihe von Pflichten entdecken; und lernt er sich selbst, seine Schwäche und Hinfälligkeit kennen, so wird die Wohlthätigkeit der

Offen-

Offenbarung desto einleuchtender, desto aufrichtender werden.

Diese sey die Weise, die Jugend in der Religion zu unterrichten, und nicht jene unschickliche, wo man bloß das Gedächtniß mit oft undeutlichen unschicklichen Formeln belästiget, ohne den Verstand zu überzeugen, noch das Herz zu rühren. Ich bin noch immer der Meynung, daß die gewöhnlichen Katechismen, und die Art, darnach die Jugend zu unterrichten, in gewisser Betrachtung mehr schädlich als nützlich sind. Man betet der Jugend die darinn enthaltenen Sätze so lange vor, bis sie sich dem Gedächtniß einprägen, und das Ansehn der Lehrer erhält auch endlich so viel, daß sie die Kinder zu glauben selbst meynen; allein, die traurige Erfahrung hat es schon mehr als einmal gewiesen, wie sehr sie sich und jene betrogen. Nur ein paar Einwürfe, auf die sie nicht vorbereitet wurden, eignes unschickliches Nachdenken, Beyspiel verdorbner Sitten und andre dergleichen Dinge, die Zweifel oder Unglauben zu erregen vermögen, erschüttern mit einem male das Gebäude vieler Jahre, und stürzen es meistens gar völlig um. Aus Eiferern werden Zweifler, und aus diesen Ungläubige.

Der menschliche Verstand ist keine Maschine, die man nach seinem Gefallen stellen kann; er bleibt nur so lange in den ihm angewiesen Schranken, als er darinnen sorgfältig bewacht wird; läßt man ihn einmal entwischen, so ists mit seiner Unterwürfigkeit vorbey.

Nur die Wahrheiten bleiben fest und schlagen tiefe Wurzeln, die wir durch Nachdenken und Schließen uns gleichsam selbst erfinden, alle übrigen sind mehr oder weniger das Werk des Gedächtnisses, und mit ihm von gleicher Hinfälligkeit.

XX.

Mittel, den Fleiß und die guten Sitten aufzumuntern.

Vor einiger Zeit las ich in einem öffentlichen Blatte folgenden Artikel:

„Der Graf von Schauenburg-Lippe sucht „auf alle Art die Industrie der Städte sowohl, „als des Lands, aufzumuntern. Preismünzen „werden den Verdienten, wie Orden zu tragen, „ertheilt.“

Nie sind vielleicht Orden mit mehrerer Gerechtigkeit, nie Verdientern gegeben worden, und nie hat man würdigere Ritter der Industrie gesehen.

„In jedem Amte sind Gesellschaften von Land„wirthen und Hausvätern, die sich an gewissen „Tagen im Beyseyn der Landesregierung ver„sammeln.“

O! der ächten ökonomischen Gesellschaft. Gewiß, diese wird keine unausübliche, in der Stu-

dier-

dierstube ausgeheckte Grundsätze aufbringen, da sie am ächten Orte den Pflugschar in der Hand beobachtet. Was soll man aber zu den Beysitzern sagen? Fürwahr, die Herren Regierungsräthe und Präsidenten müssen dort gar wenig mit den menschlichen Gebrechen, mit Schlichtung der Rechtshändel, mit widerspenstigen Unterthanen, kurz, mit lasterhaften Bürgern, zu thun haben; weil sie Zeit genug übrig behalten, bey den Sitzungen ihr Gutachten, ihre Entdeckungen, ihre Vorschläge u. s. w. zu ertheilen. Wenn die Regierung bey jeder Veranstaltung allemal die vorher zu Rathe zöge, deren Geschäfte die zu machende neue Vorschrift ist, so fiele sie nicht so oft ins Ungereimte, Widersinnische, oft Unmögliche, ja Schädliche. Der Schuster kennt das Leder, der Tuchmacher die Wolle, der Schmidt das Eisen u. s. w. am besten.

„Endlich ist allen Geistlichen, Beamten und „Obrigkeiten anbefohlen, vorzüglich gute Hand„lungen zu bemerken und einzusenden, damit sie „können belohnet werden.“

Kann es wohl dort daran fehlen, wo ihnen der Landesherr selbst alle seine Aufmerksamkeit schenkt, wo keinem Stande der ihm angemessene Zugang zu Ruhm, Ehre und Belohnung verschlossen ist? Kann es dort lasterhafte, faule, böse Bürger geben, wo eines jeden Handlungen gleichsam auf öffentlicher Bühne, von allen Mitbürgern beobachtet, geschehen? Ein solch Land allein ist vermögend die glücklichen Zeiten des goldnen Alters zurück zu

führen.

führen. Glücklicher Regent, selige Unterthanen, wie schwer muß euch die Verlassung eures irdischen Paradieses werden!

Wie glücklich ist also nicht ein Land, dessen Ausdehnung nicht zu groß ist, daß nicht jedes mäßige Genie darinnen selbst Herr und Diener, Fürst und Vater seyn könne! Wehe dem Prinzen, dessen unersättliche Herrschsucht immer weiter um sich greift! er macht Millionen seines Gleichen unglücklich, die himmelan wider ihn um Rache schreyn, da er von hunderttausend durch ihn Beglückten den Segen jenseit des Grabes, und den Ruhm eines Titus durch alle Jahrhunderte, hier mitnehmen könnte.

XXI.

Nahrungssteuer.

Die Arbeitsamkeit, die Erfindung durch Belohnungen anzufeuern, ohne jedoch durch die zu gewöhnlich gewordenen Prämien, die ohnedieß bey manchen unwirksam bleiben, die Landeskassen zu belästigen, sollte man, glaube ich, folgenden Weg einschlagen.

Man müßte durch genau angestellte Versuche mit Arbeitern von aller Art sich festzusetzen bemühn, wie viel ein mäßig fleißiger und geschickter Mann, ohne Ueberspannung seiner Kräfte in bestimm-

stimmter Anzahl von Stunden des Tages über, oder auch in einer Woche, in einem Monat, zu verfertigen vermögend sey. Diese Summe des Fleißes müßte der gemeine Maaßstab gewöhnlicher Arbeitsamkeit seyn, nach welchem man einen jeden Bürger, er sey ein Landmann, oder ein Handwerker, ein Fabrikant, oder ein Künstler, schätzen, und die von ihm zu entrichtenden Steuern und Gaben procentweise ihm auflegen müßte. Es versteht sich aber von selbst, daß diese Auflage nach der Anzahl der unter jedem Hauswirth, Meister oder Herrn arbeitenden Knechte, Gesellen und Lehrlinge bestimmen, steigern oder vermindern müßte. Fänden sich welche, die mehr, als man nach angenommenem Maaßstabe von ihnen fordern könnte, geleistet hätten, so müßte man das darauf gelegte Procent verhältnißmäßig vermindern. Z. B. ich nehme an, daß ein ordentlich fleißiger Handwerker mit einem Gesellen und zwey Lehrlingen des Jahres für 300 Thlr. Arbeit verfertigen könne, davon wäre er in allem fünf Procent an die öffentliche Kasse abzugeben verbunden. Dieses sey also der ordentliche Grad gemeinen Fleißes, der weder Belohnung noch Ahndung verdient. Zwischen dieser und beyden äußersten Stufen des Fleißes oder der Faulheit, giebt es gar viele Mittelstufen, nach welchen man die Procente entweder zur Belohnung vermindern, oder zur Bestrafung erhöhen könnte, so, daß der, der z. B. bey gleicher Anzahl Hände für 350 Thlr. in Jahresfrist lieferte, nur 4½ Procent, der für 400 Thlr. nur 4 Procent, der hingegen, der

nur

nur für 250 Thlr. verfertigte $5\frac{1}{2}$ Procent entrichten müßte. Kleinere Unterschiede, als von 50 Thlr., könnten nicht in Betrachtung kommen, es müßten denn an diesen 50 nur 3, 5, 6, 8, oder 10 Thlr. fehlen, dann könnten die nächsten 50 für voll gelten. So wie aber ein außerordentlicher Grad des Fleißes außerordentlichen Nachlaß an Procenten verdiente, so müßte auch im Gegentheil die größte Faulheit mit Verlust des Bürgerrechts, und nach Befinden mit Zuchthaus und Verweisung aus dem Lande, geahndet werden. Denn ein Fauler ist eine Art eines Diebes, er stiehlt dem Staate den schuldigen Beytrag öffentlicher Bedürfnisse, welchen zu entrichten er sich anheischig machte, er stiehlt ihm den Schutz, den er von ihm genießt, ja er kann endlich ein wahrer Dieb, und noch was ärgeres werden, wenn ihn der Abgang nöthiger Bedürfnisse des Lebens drücket; solchen übeln Folgen muß also bey Zeiten vorgebeugt werden; Präservative sind besser, als Heilmittel.

Da aber die Sachen nicht überall gleichviel gelten, sondern ihr Werth sich nach der Größe ihres Abgangs richtet; da ferner die Handarbeit mit dem Preise der Lebensmittel stets in einem gewissen Verhältniß steht, und da beyde Umstände von der geringern oder größern Anzahl Menschen, die an einem Orte vereinigt leben, größtenthentheils abhängen, so ists natürlich, daß z. B. ein Handwerksmann in einer großen Stadt und die ihr zunächst wohnenden Landleute durch ihren Fleiß mehr vor sich bringen

können,

können, als die in und bey kleinen Städten in den Provinzen leben. Hierauf müßte man also bey Verfertigung der Schatzungen reflektiren, sonst, wenn man alle über einen Leisten schlüge, würden die Provinzen zu sehr, die Residenz hingegen zu wenig beschwert werden.

Um aber auch dem zu befürchtenden Betruge vorzubeugen, müßte verordnet werden, daß kein Fabrikant noch Handwerker keine Gesellen noch Gehülfen annehmen solle, ohne es binnen acht Tage Frist am gehörigen Orte anzuzeigen.

Die Ausführung eines solchen Plans ist schwer und schon in mäßigen Staaten fast unmöglich, ich gestehe es. Nur in kleinen Gemeinstaaten, deren Bezirk sich auf wenige Meilen Lands und auf nicht gar große Anzahl Bewohner erstreckt, läßt er sich bewerkstelligen. Allein, daß er eine der besten Weisen wäre, die Industrie aufzumuntern, den Fleiß zu belohnen, und die Faulheit zu bestrafen, ohne dadurch mit meist unfruchtbaren Prämien gewöhnlicher Art die Landeskasse zu schwächen, läßt sich gar leicht darthun. Wir wollen annehmen, das Kapital der Landesindustrie betrage jährlich 6 Millionen, welche sich, durch die Bank gerechnet, mit 5 Procent verintreßirten, so würden die Landeseinkünfte 300000 betragen. Nun lasse man das Kapital bis acht Millionen steigen, so wird, ungeachtet sie nur 4 Procent geben, die Einnahme 320000 betragen, folglich hat der Fiskus 20000 gewonnen, hat den Fleiß belohnt, die Faulheit bestraft, ohne die Verwendung eines einzigen Scherfes.

Plus-

Plusmachereyen dieser Art, wodurch der gute Unterthan nicht gedrückt, der schlimme aber gebessert wird, solche Finanzanstalten sind wahre Wohlthaten.

XXII.

Memoriale.

Sollen, wie mich ein Hofmann versicherte, bey den meisten Prinzen, Beysteuern zum Putztische des Kammerherrn du jour seyn.

XXIII.

Kammerherren, Kammerbediente und der größte Theil hierher gehöriger Personen.

Nos numeri sumus, et fruges consumere nati. Virg. *)

XXIV.

*) Außer dem Motto konnte der Herausgeber dieses Artikels kein Wort mehr in der Urschrift, wo er stand, lesen, so vermischt, so unleserlich war sie durch Zufälle geworden.

XXIV.

Verstand.

Wer Verstand hat, besitzt die gegründetsten Anspüche auf die meisten Reichthümer der Welt, denn das französische Spruchwort sagt: Que le bien des sots est le patrimoine des gens d'ésprit. Nun behauptet der Weiseste unter den Menschen, Salomo: alle Menschen wären Thoren. Wie groß müssen also nicht die Domainen der Leute von Verstand seyn!

XXV

Dieb.

Ein Dieb ist ein Mensch, der sich mitten in der Gesellschaft in dem alten Stande der Gütergemeinheit glaubt. Hat er Verstand, so ist nichts dawider einzuwenden. Die Erwerbungsweise will nichts sagen, denn das Eigenthum gründet sich lediglich auf die Geschicklichkeit, sich in dessen Besitze zu erhalten, und kann diese wohl einem Manne von Verstande fehlen?

XXVI.

Kontroversen.

Sind Kriege der Gelehrten; sie entstehen wie die Streieigkeiten der Fürsten, entweder aus Finanz= oder Ceremonielgründen. Die Entdeckung oder Vertheidigung der Wahrheit dienet ihnen, wie den Fürsten die Gerechtigkeit und ihre Erhaltung, zum Vorwande. Allein, noch nie ward auf diese Art eine Wahrheit erfunden, nie ein Zweifel aufgelöst, nie mit einem Worte das Menschengeschlecht weiser noch klüger, wohl aber geärgert und entehrt. Bey täglich zunehmendem Lichte der Vernunft, ist es wohl billig, so gefährlichen Mißbrauch länger zu dulden? Aus Liebe gegen meine Brüder, die Menschen, wage ichs, einige Vorschläge zur Abstellung dieses Uebels zu thun; hier sind sie:

1) Niemand schreibe eher über etwas, bis er nicht recht seinem Gegenstande gewachsen ist.

2) Kein Buchdrucker noch Verleger lasse eher etwas drucken, bevor es nicht von ächten Kennern ist approbiret worden.

3) Recensenten sollen weder Galle, noch Schubsäcke, noch Freunde, noch Leidenschaften, noch Vaterland haben.

4) Schriftsteller sollen getreulich dem Beyspiel des Apelles folgen, ohne zur Unzeit: Ne sutor ultra crepitam zu schreyn.

5) Sehen sie sich aber unausbleiblich genothdrungen, etwas zu ihrer Vertheidigung zu sagen, so sollen sie nie vergessen, wer sie sind, wer das Publikum ist, und was sie diesem schuldig sind. Bescheidenheit sey dabey ihr Führer, Demuth ihr Warner, und Wohlstand gehe ihnen nie von der Seite.

6) Wird aber einer oder der andere von einem Thiere, dessen Hörner mit Heu, oder mit einem Brete bedeckt sind, unvermuthet angefallen, longe fuge, und habe er das: Quasi me asinus calcitrasset stets vor Augen und im Herzen.

XXVII.

Tapfer.

Dieses Wort hat in der neuern deutschen Sprache die Stelle des alten Bold; Bald, eingenommen. Noch haben wir einige Ableitungen jenes alten Worts, ihr Alter hat sie aber sehr heruntergesetzt, und man bedient sich ihrer nur verachtungsweise. Anständiger ists, wenn man von jemanden sagt: er könne tapfer trinken, tapfer essen, tapfer lügen, tapfer, tapfer — — — ꝛc.

Ich glaube immer, daß selbst das Wort Held mit einiger Veränderung von Bold abstamme, zumal, da der Buchstabe H mit B in verschiedenen Dialekten gar leicht verwechselt werden kann.

Bey dieser Gelegenheit kann ich mich nicht enthalten, daß ich nicht zwey Zeilen aus einem Gelegenheitsgedichte an einen gewissen angesehenen Mann hersetzen sollte, die vor einiger Zeit ganz W . . . lachend machten. Der Reimschmidt glaubte recht gut seine Sache zu machen, als er seinen Helden folgendermaaßen anredte:

Grand Géneral et brave militaire,
Quoique, heureusement, nos n'ayons point de guere.

XXVIII.

Armillus.

Sollte dieses Wort wohl wirklich lateinischen Ursprungs seyn? so habe ich mich mehr als einmal gefragt, ich gieng alle Wörterbücher durch, und fand kein Stammwort, woher ichs ableiten konnte. Ich zog die Geschichte zu Rathe, und diese sagte mir: die Lateiner hätten diesen Schmuck ihren Nachbarn, den Celten, abgeborgt; nichts war da natürlicher, als daß ich daraus den Schluß zog: sie werden Sache und Namen von ihnen zugleich entlehnet haben, und Armillus kömmt solchergestalt von Arm.

XXIX.

Elbe.

Ein Zufall lehrte mich vor einiger Zeit, daß das Wort Elwe im Dänischen einen Fluß bedeute, gleich fiel mir die Elbe in Sachsen ein, von der ich mir einbildete, daß, da sie der größte Fluß im Lande der alten Sachsen war, da ferner die dänische Sprache noch weit mehr Verwandschaft mit der alten sächsischen, als unsre neue deutsche, behalten hat, daß, sage ich, die Elbe bey den alten Sachsen der Fluß (Elwe) per eminentiam, geheißen habe; eine Art sich auszudrücken, die bey wenig polizirten Völkern bis jetzt nichts ungewöhnliches ist.

XXX.

Madduie.

Dieses ist der Name eines in Preußisch-Pommern gelegenen Sees. Ich finde, daß ein alter sächsischer König Mada, oder Madyes, soll geheißen haben, könnte es nicht seyn, daß dieser See von ihm, durch einen uns unbekannten Vorfall, wäre benannt worden? Geschichtskundige mögen über diese Vermuthung, so wie über die etymologischen Ableitungen, die ich hier gewagt habe, urtheilen.

XXXI.

Beyträge zu den slavischen Alterthümern, insbesondere denen, so in der Niederlausitz vorkommen.

Vorbericht.

Man sammlet sorgfältig jeden geringen Ueberrest des alten Roms, Griechenlands, Hetruriens, Aegyptens und anderer uns meist wenig angehender Länder, bloß um die Wißbegierde der Liebhaber zu befriedigen. Jedes geringe Geräthe, jede Kleinigkeit, so der Zufall Kennern in die Hände führt, wird von ihnen der Bekanntmachung, einer weitläuftigen Abhandlung, der Vorstellung im Kupfer, ja sogar bisweilen eines Federkriegs, werth geachtet. Wie oft ist die Gestalt eines Schuhes, eines Ringes, und andere ähnliche Unerheblichkeiten, der Gegenstand vieljähriger Bemühungen gewesen! So wenig sich auch dieses mit dem Verstande der Männer, die sich einer solchen Mühe unterzogen haben, zusammen reimen läßt, so wahr ist es doch, daß dieses geschehen, und, was noch mehr ist, daß niemand darüber gelacht hat.

Die Reste der alten Bewohner Deutschlands sind nun freylich nicht so niedlich, nicht so reizend und lehrreich, als jener Völker ihre größtentheils; und ein Püster mit der Venus des Praxiteles, ein Hunnenhügel mit dem hadrianischen Grabmale, ein

ein grober irdner Aschenkrug mit einem hetrurischen oder griechischen Gefäße, machen allerdings ganz auffallende Kontraste. Sie sind aber beyde meist gleich viel bedeutende Dinge, und in der Geschichte des Volks, von dem sie kommen, sind sie völlig gleich wichtig.

Bloß aus diesem Grunde schmeichle ich mir, man werde es mir nicht verargen, wenn ich in den gegenwärtigen Blättern es wage, diejenigen Reste und Denkmäler der alten Slaven bekannt zu machen, die mich ein Zufall kennen lehrte, und von welchen, so viel ich weiß, noch niemand mit einem Worte gedacht hat.

Ich bin zwar weit entfernt, mir so viel Kenntniß und Einsicht zuzutrauen, als zur gehörigen Auslegung solcher Dinge erfordert wird, indessen konnte ich doch nicht umhin, etliche Vermuthungen da zu wagen, wo sie mir die Sache selbst an die Hand zu geben schien, um dadurch, wo möglich, eines und das andere in ein helleres Licht zu setzen. Bey dem allen stehen diese Vermuthungen immer mit den Hülfsmitteln, die ich hier haben konnte, in völligem Verhältniß, und dieses muß ihnen, wie ich hoffe, die Nachsicht billiger Leser erwerben. Zudem sind Muthmaaßungen keine Urkunden, keine gleichzeitigen Schriftsteller noch redende Denkmäler, sie sind bloß durch Hülfe der Vergleichung aus dem Reiche der Möglichkeit hergeholte Begriffe oder Schlüsse; konnte ich andere Hülfsmittel wählen, da keine Wahl hier Statt fand?

Doch dem Vorwurfe eines Verwägenen könnte ich hier vielleicht noch entgehen, ob ich aber einem noch unangenehmern hier vorbeugen könne, wird die Zeit lehren. Meine Geschäffte, meine ganze Lage erlaubt es mir jetzt nicht, jeden Gedanken, den ich als mir eigen ansehe, zu untersuchen; ob nicht schon jemand vor mir, bey ähnlichen Dingen, gleich gedacht habe; da ich nun, aus Unwissenheit, gehörigen Orts dieses nicht anzeigen kann, so muß ich befürchten, des Plagiats beschuldiget zu werden. Ich will aber, so viel in mir ist, diesem Uebel vorzubeugen trachten, indem ich hiermit öffentlich erkläre, daß, wenn sich jemand findet, der sich eine und die andere Meynung als sein Eigenthum vindiciren wollte, ich ihr, als der meinigen, förmlich entsagt haben will.

I. Abschnitt.

Allgemeine Bemerkungen.

Die alten sächsischen Marken, und unter diesen die Niederlausitz, bieten den Liebhabern eine Menge kleiner Ueberbleibsel ihrer ältern Bewohner, der Slaven, dar, und dennoch ist dieses Volks Geschichte, von der sittlichen Seite besonders, noch sehr unbearbeitet. Nun sind freylich die Denkmäler, die man noch bisher von ihm entdeckt hat, viel zu unzulänglich, um auf einem so ungebahnten Wege uns leiten zu können, welches auch wohl die Hauptursache seyn mag, warum man sie bisher so sehr vernachläßiget hat, wozu noch ihre Ungestalt,

und die damit verbundene Undeutlichkeit kömmt, welche ihnen nothwendig Verachtung, und, mit dieser, Vernachläßigung zuziehen mußte. Auf diese Art, ihrem Schicksale ganz überlassen, sind sie bisher der Raub des Aberglaubens und der Unwissenheit geblieben.

Eine einzige Ursache hat mich auf sie aufmerksam gemacht, und diese ist, daß sie die einzigen Ueberbleibsel sind, die uns Zeit und Umstände aufbewahret haben; aus diesem Grunde beredete ich mich, daß man sie, so viel sichs thun ließe, benuzzen müßte. Ob ich es, meines Theils gethan habe, mögen andere entscheiden. Könnte ich so glücklich seyn, und die Aufmerksamkeit fähiger Männer durch meinen Versuch auf diesen Theil ihrer Vaterlandskenntniß ziehn, wie reich glaubte ich mich für meine Bemühung belohnt! Sollte aber, welches ich mir nicht schmeicheln darf, dieses geschehen, so müßten nothwendig andere Vorkehrungen, um diese Trümmer des Alterthums gemeinnütziger zu machen, angestellt werden. Man müßte sie an einen Ort zusammen bringen, wo nicht in Natur, doch in Abzeichnung, man müßte sie künftig vor fernerer Zerstörung in Sicherheit setzen, und alle Traditionen davon, welche sich durch ein ansehnliches Alter empfehlen, aufsammeln. Dieses Unternehmen wäre freylich nicht das Werk eines einzelnen Privatmannes, der Fürst müßte es unterstützen; doch wie schwer ist so etwas zu hoffen!

Tra-

Traditionen und alte Sagen sind gewiß, in Ermangelung zuverläßigerer Nachrichten, gar nicht zu verwerfen, sie haben meistens alle einen gewissen wahrhaften Geschichtsgrund, in den sie sich durch vorsichtige Vergleichung auflösen lassen. Zum Beyspiel mag die berühmte Hexenfahrt auf den Blocksberg dienen. Die Fabel sagt, es geschehe allemal in der Nacht zwischen dem letzten April und dem ersten May, die Hexen ritten, nachdem sie sich mit einer aus Bockstalg bereiteten Salbe eingeschmieret hätten, auf Böcken, Besen und Ofengabeln dahin. Der Blocksberg sey ihr gemeiner Sammelplatz, woselbst sie mit Teufeln in verschiedener, besonders aber in Bocksgestalt, sich lustig machten, ein großes Gastmal hielten, tanzten und liebkosten, sich aber auch mit ihnen, ihrer Angelegenheiten wegen, berathschlagten, u. s. w. Wer erkennt in den vermeyntlichen Hexen die Sagen der alten Deutschen nicht, welche, wie bekannt, kluge Weiber waren, die vermuthlich eine Gesellschaft ausmachten, deren Glieder unter den kleinen Völkerschaften vertheilt waren, und ihre allgemeine Zusammenkunft des Jahres einmal auf den berühmten Blocksberge hielten. Daß sie aber diesen Ort vorzüglich dazu wählten, kann daher gekommen seyn, weil sie sich entweder dort am sichersten vor dem Vorwitze der Profanen glaubten, oder, weil dieser Berg einer von ihnen vorzüglich verehrten Gottheit gewidmet war, oder endlich, weil seine platte Spitze der versammelten Gesellschaft am bequemsten schien, theils, alle beysammen zu

 seyn,

seyn, und ihre religiösen Handlungen zu verrichten, theils auch, wegen der dort meist heitern Luft, astrologische Beobachtungen zu machen. Die Salbe, deren sie sich vor ihrer Abreise bedienten, ist nichts eigenes noch besonderes. Alle wilde Völker sind große Liebhaber davon von jeher gewesen; es waren es sogar und sind es noch ein großer Theil der asiatischen halbgebildeten Völker bis auf den heutigen Tag, und ist diese Sitte meist durchgängig in eine Art gottesdienstlicher Handlung übergegangen. Daß aber besonders Bockstalg dazu genommen ward, ist eben so wenig zu verwundern, als daß die Lappen und Spitzberger Fischtran zu ihrer Salbung brauchen. Da überhaupt ihnen ein Bock so wohl auf der Reise zum Reitpferde, als selbst beym Gelache zum Gesellschafter gegeben ward, so ist es ein Kennzeichen, daß dieses Thier bey ihnen geheiliget war. Die Ofengabeln und Besen, auf denen diese ehrlichen Weiber, in Ermangelung eines Bocks, reitend ihre Reise unternahmen, mag entweder eine Zulage ihrer Feinde, oder die Verstellung gewisser Insignien, deren sie sich bedienten, gewesen seyn. Sie unternahmen allemal diese Reise und hielten ihre Zusammenkunft in der Nacht zwischen dem letzten April und dem ersten May. Was ist leichter, als dieses zu erklären? Der Monat May ist gemeiniglich der, wo der Winter in den meisten deutschen Provinzen unsre Erde verläßt, und dem Frühlinge Platz macht; in dieser Zeit ist es noch bis jetzt die Gewohnheit, das Vieh zum erstenmale wieder auf die Weide zu

treiben. Die Sagen waren die weisesten, und, wahrscheinlicher Weise, die heiligsten Personen unter dem Volke, und die alten Deutschen eine von der Viehzucht und Jagd lebende Nation. Vermuthlich war der erste May bey ihnen Frühlings Anfang, und der Tag, an welchem sie ihre Heerden zum erstenmal wieder weiden trieben. Es war also ganz natürlich, daß die vertrautesten Priesterinnen ihrer Gottheiten am Anfange, und noch vor dieser Unternehmung, sich an einem gemeinschaftlichen geheiligten Orte versammelten, während der Nacht die Sterne über die bevorstehenden Schicksale dieses Jahres befragten, die Gottheit um Segen und Gedeyen der Viehzucht anruften, und für die glücklich zurückgelegte Zeit dankten. Dieses ist besonders daraus klar, weil die alte Sage von Gelachen, Tänzen und Gesängen spricht, alles Umstände, ohne welche keine gottesdienstliche Handlung vollbracht werden konnte. Daß aber diese Sache einen so greulichen Anstrich bekam, geschah bey der Ausbreitung des christlichen Glaubens; die damaligen Geistlichen, besonders aber die Mönche, mögen, um die Neubekehrten vom Rückfalle abzuschrecken, und ihnen Abscheu vor der alten Religion beyzubringen, die Urheber aller dieser schrecklichen Mordgeschichten gewesen seyn.

Wir finden aber selten Blocksberge mit ihren Erzählungen, unsre meisten Entdeckungen schränken sich gemeiniglich auf Steinhaufen, Hügel, rohe Aschenkrüge und andere ähnliche Dinge, die noch

über-

überdieß von keiner Sage noch Fabel begleitet sind, ein. Solcher Denkmale Erklärung ist unstreitig schwer, und folglich auch ihr Nutzen weit geringer; indessen kann man ihnen denselben nicht ganz absprechen. Hand in Hand mit der Geschichte, und von Neugier und Aufmerksamkeit belebt, werden wir immer von ihnen etwas lernen, was uns vorher unbekannt war.

Die Begräbnißstätte der alten Slaven z. B., so kunstlos sie auch immer sind, lehren uns immer manches, welches wir ohne sie gar nicht wissen würden. Ihre Bildung und die Aufstellung der dazu kommenden Gefäße ungerechnet, finden wir darinnen Aschenkrüge, welche bisweilen Waffen, Zierrathen und andere Dinge enthalten; neben den Aschenkrügen stehen allemal kleinere Gefäße, welche, allem Vermuthen nach, Reste der beym Leichenbegängniß angestellten Opfer mögen enthalten haben; die man entweder einer uns unbekannten Gottheit weihte, oder als Zehrpfennig den Todten mitgab. Außer diesen finden sich ganz kleine Töpfchen, oder vielmehr Näpfchen, worinnen vielleicht die Leidtragenden ihre Thränen sammelten, oder sie können auch Trinkgeschirre gewesen seyn; endlich lassen sich auch, wiewohl seltner, Lampen darinnen finden. Eine Menge von Geräthen, die uns um ein beträchtliches mit den Sitten und Kenntnissen dieses Volks näher bekannt machen können.

Die irdnen Gefäße, so holkricht, so rauh sie immer sind, sagen uns, daß sie ein Werk der Slaven sind, folglich war diese Nation mit der Töpferkunst in ihrer Kindheit bekannt. Sie sind meistens von schwarzem, braunem oder dunkelm Thon, folglich muß ihnen der helle und weiße entweder weniger bekannt gewesen seyn, oder sie müssen sich des dunkelfärbigen vorzüglich zu ihren Leichengefäßen, vermuthlich dadurch ihre Trauer anzuzeigen, bedienet haben a). Diese Gefäße sind, wenn man sie ausgräbt, so weich und zerbrechlich, als kämen sie erst aus des Töpfers Hand; sie können also nicht gebrannt worden seyn, sonst würden sie zerbröckeln; hieraus schließen wir, die Slaven kannten den Brennofen nicht. Diese Gefäße waren von drey- bis viererley Gattung, und ihre Gestalt sagt uns mit vieler Wahrscheinlichkeit ihre Bestimmung; um sie aber außer allen Zweifel zu setzen, dürften nur Geschichts- und Alterthumskundige fleißige und genaue Ver-

a) Ueberhaupt scheinen die alten Völker den schwarzen Thon vorzüglich gern zu ihren Gefäßen genommen zu haben; der Hetrurier ihre sind von dem nämlichen gemacht. Was noch mehr, in den Provinzen oder Gegenden, wohin noch nicht viel Aufklärung gedrungen ist, trifft man die Geschirre der Einwohner noch jetzt von dieser Thonart an, ja sie geben den alten slavischen Aschentöpfen nichts an Ungleichheit und Holkern nach. Ich habe dieses in der Lausitz in den ganz entlegenen Dörfern, noch mehr aber in Pohlen und Litthauen, in ähnlichen Gegenden, gemeiniglich gesehen.

Vergleichungen zwischen den ältern und neuern Nachbaren, der Slaven ihren religiösen Gebräuchen und diesen Gefäßen anstellen, vielleicht ließe sich dadurch mehreres entdecken.

In den Gefäßen, welche Asche enthalten, hat man nicht selten Waffen, Geld und andere Dinge gefunden. Hierdurch lernen wir, was die Slaven für Waffen sich bedienet haben. Die meisten und gewöhnlichsten Waffen sind keilförmige Steine, die in der Mitte ein rundes Loch zum Stiele haben. Sie führten also steinerne Streitäxte; manchmal finden sich auch scharfe schneidende Steine darinnen, diese mögen ihnen anstatt der Messer gedienet haben. Bisweilen sind in solchen Aschenkrügen auch kupferne zugespitzte starke Bleche gefunden worden, deren sich ihre Besitzer, vermuthlich anstatt der Spieße, mögen bedienet haben. Manchmal hat man darinnen römische Münzen gefunden, ein Zeichen, daß sie auf eine oder die andere Art in einem gewissen Verhältnisse mit jenem Volke müssen gewesen seyn. So wenig auch alle diese Kenntnisse ausmachen, so sind sie immer einer völligen Unwissenheit vorzuziehen.

Aus den Grabstätten, und der in den Urnen vorkommenden Asche, sehen wir nicht nur, daß unsre Slaven ihre Todten zu verbrennen pflegten, wir können daraus sogar mit der größten Wahrscheinlichkeit auf einen der größten Artikel ihrer Glaubenslehren schließen. Alle Völker, die ihre Todten verbrannten und noch verbrennen, glauben an die

Unsterb-

Unsterblichkeit der Seele, folglich glaubten sie auch die Slaven. Vielleicht wünschten wir zu wissen, wie und wo diese Nation ihre Todten verbrannte; auch dieser Wunsch ist uns zum Theil durch eine vor mehrern Jahren gemachte Entdeckung gewähret. Man fand nämlich in dem sogenannten Hoheitengarten bey Dresden einen von Geschieben und Erde aufgeführten viereckigten Haufen, dessen Obertheil mit einer großen steinernen Platte bedeckt war. Man hielt damals diesen Haufen anfangs für einen Altar, allein, da er mitten unter so vielen Aschentöpfen und unter der Erde sich befand, so scheinet es viel natürlicher, ihn für eine Brennstätte zu halten b). Schade, daß man dieses Alterthum nicht zu erhalten gesucht hat; an dem Orte, wo es entdeckt ward, würde es einen zweyfachen Nutzen gehabt haben; man durfte es nur mit einem kleinen rustiken Tempel überbauen, wenigstens sollte man den Abriß davon genommen haben. Zu der Zeit, und in dem Lande, wo man diese Entdeckung machte, war die Aufklärung schon ziemlich weit, daß also religiöser übelverstandner Eifer ihre Zerstörung schwerlich kann verursacht haben.

Die innerliche Einrichtung der Gräber geht zwar in einigen Stücken, nach Verschiedenheit der Gegenden, von einander ab, in den Hauptstücken aber und gemeiniglich ist sie die nämliche. Man kann

b) Siehe Schulzens Nachr. von den an verschiedenen Orten in Sachsen gefundenen Todtentöpfen rc. Seite 45. §. 16.

kann in der auf der vorigen Seite in der Anmerk. angeführten Schrift verschiedene Beschreibungen davon nachlesen, ich werde aber auch selbst eines in der Folge beschreiben. Ihre Form ist, im Allgemeinen, nicht immer einerley, bald mehr eckigt, bald mehr rund, immer aber mit Steinen, welche die Gegend darboth, ausgesetzt und bedeckt. Die Kunst hat dabey fast keinen Antheil; kein Meißel, keine Kelle hat hier ihre Dienste gethan, das einzige Grabscheid kann sich allenfalls, dabey angewandt worden zu seyn, rühmen. Man findet darinnen auch keine Spur von Zeichnung noch von Schrift, welche beyde gewiß dabey wären angebracht worden, da dieses Volk so viele Sorgfalt auf seine Todten wandte, wenn es eine von beyden gekannt hätte. Folglich können wir mit der größten Wahrscheinlichkeit behaupten, daß ihm diese beyden Künste unbekannt gewesen sind.

Außer allen diesen bey den slavischen Gräbern beleuchteten Umständen, bleibt uns noch einer, zur Geschichte der Künste gehöriger, übrig. Man findet nämlich ziemlich oft kupferne Ringelchen, Haken, Nadeln, dicht zusammengewundenen Drath, der bisweilen gerade, bisweilen aber auch ringförmig zusammengebogen ist, Spitzen zu Spießen und Pfeilen aus diesem nämlichen Metalle, und andre Dinge mehr. Es fragt sich hier: wo haben die alten Slaven dieses Metall her bekommen? Lic. Schulze glaubt, sie hätten es aus Böhmen erhalten, und, durch eine Stelle in des Hrn. Körners Abhandlung vom Alterthume des böhmischen Bergwerks veranlasset,

lasset, glaubt er: die Sorbenslaven hätten von den böhmischen Slaven die Kunst, Erzte aufzusuchen und zu bearbeiten, gelernt; was ihn aber am meisten davon zu überführen scheinet, ist, weil die meisten noch jetzt gebräuchlichen Kunstwörter der Bergwerkskunst böhmischen Ursprungs wären. Allein, Schulze thut, meines Erachtens, seinen Landesleuten Abbruch. Die Sorben waren, so wie die Böhmen und übrigen slavischen Völkerschaften, lauter Pflanzungen eines und des nämlichen Volks, welches zu einer Zeit sein ursprüngliches Vaterland verließ, sich in mehrere Züge theilte, einen großen Strich Landes überschwemmte, und sich nach Vertreibung der ältern Einwohner festsetzte. Zu vermuthen steht noch überdieß, daß die zunächst verwandten Familien immer näher mögen geblieben seyn, daher es gekommen seyn mag, daß sich die Stammväter der heutigen, nicht weit von ihren alten Stammorten, von ihren Landsleuten theilten; die Pohlen und Slavonier etwas länger zusammen blieben, von welchen sich alsdenn wieder die schlesischen, sächsischen und böhmischen Kolonien absonderten. Die letzten aber sind augenscheinlich am längsten zusammen geblieben, folglich sind sie auch als Nächstverwandte anzusehen. Ist es dem also, so können sie nicht viel Vorzüge vor einander gehabt haben, ihre Kenntnisse müssen gleich groß gewesen seyn, und wenn die in den böhmischen Gebirgen wohnenden Slaven durch den Ueberfluß an Erzt, darnach zu graben, veranlaßt wurden, so kann es ihren in den sächsischen Gebirgen wohnenden Brüdern an

Bayerische Staatsbibliothek München

an ähnlichen Veranlassungen nicht gefehlet haben, und eben die Einsichten, nach welchen jene dieses neue Feld können bearbeitet haben, müssen auch diese in gleichem Maaße besessen haben. Was endlich den Grund, der aus den Kunstwörtern genommen ist, betrifft, so paßt er so gut auf die Sorbenslaven, als auf die böhmischen. Beyder Sprache war anfangs eine. Und wenn diese die ihrige noch jetzt großentheils, wiewohl durch hundert Umstände entstellet, noch beybehalten haben, da jene die ihrige gar nicht mehr kennen, so schadet dieses dem obigen Satze immer nichts, denn zu der Zeit, als die Bergwerke unter beyden Völkerschaften aufkamen, sprachen noch beyde ihre ursprüngliche Muttersprache, und selbst der Umstand, daß sie einerley Sache mit einem Namen belegten, spricht diesem Satze das Wort. Und aus was für Gründen will man denn den Böhmen mehr Verständniß, mehr Einsichten und Fleiß zuschreiben, als ihren Brüdern und Nachbarn, den Sorben? Hat man in ihrem noch jetzigen Zustande des Geists einigen Grund dazu? Ich mag sie vergleichen, wie ich will, so finde ich immer die Wagschaale, wo nicht überküppend für die letzten, doch ganz gewiß in einer für sie ehrenden Gleichheit, und die Erfahrung ist hier mein Beweis.

Aus dem bisher Gesagten erhellet also, wo nicht mit Gewißheit, doch mit größter Wahrscheinlichkeit, daß die Sorbenwenden zu gleicher Zeit mit den Böhmen aus den Eingeweiden der Erde die

Metalle zu holen lernten, wo sie diese Kunst nicht gar schon aus ihren ältern Wohnungen mitbrachten. Allein, aus den wenigen Resten, die wir in ihren Begräbnissen finden, sehen wir auch, daß sie dieselben müssen zu bearbeiten und zu mancherley Gebrauch anzuwenden gewußt haben, ein unwidersprechlicher Beweis, daß ihnen manche mechanische Kunst, die mit diesen Bearbeitungen unumgänglich zusammenhängt, müsse bekannt gewesen seyn. Denn man kann nicht ohne Hammer und Amboß hämmern, nicht ohne dazu höchst erforderliche Werkzeuge Drath, Nadeln und Haken verfertigen, und, um sich diese Werkzeuge zu verschaffen, wollen wieder andre seyn. Sie sind vielleicht nicht die nämlichen gewesen, deren man sich jeßt bedient, sie waren vielleicht einfacher, roher, unschicklicher, und also beschwerlicher, sie mußten aber da seyn.

Wie vieler Stoff für den Kenner und Liebhaber zur Bearbeitung der Geschichte der Kunst eines Volks, dessen Andenken man mit Unrecht so sehr bisher vernachläßiget hat!

II. Abschnitt.

Beschreibung der Alterthümer nach einem Verzeichnisse der Orte, wo sie sind gefunden worden.

Erste Abtheilung.

Luckau.

§. 1.

Was Luckau für ein Ort sey, seine Lage und was sonst zur Topographie desselben gehöret, übergehe ich hier, als Umstände, die zu meinem gegenwärtigen Zweck nicht zielen. Eben so wenig werde ich mich in die Geschichte dieser Stadt weiter einlassen, als es die Nothwendigkeit der abzuhandelnden Gegenstände heischen wird. Beydes ist bekannt, und beydes würde mich zu sehr von meinem Hauptgegenstande ablenken, also zur Sache.

§. 2. Auf der Abendseite dieser Stadt, 30 bis 40 Schritte vom Stadtgraben, liegt ein Hügel, dessen Umkreis ich zwar so ganz genau nicht bestimmen kann, weil es die hier überall angelegten Gärten hindern, er kann aber immer gegen 4 bis 5000 Fuß betragen, seine Höhe aber wird nicht etliche 30 Fuß übersteigen. Die Gestalt dieses Hügels aber ist mehr kegelförmig. Daß er sein Daseyn nicht der Natur, sondern lediglich dem Fleiße der Menschen, zu danken habe, erkennet man aus den Erdschichten, woraus er zusammen gesetzt ist; denn hier trifft man nicht die sonst so gewöhnlichen sich abwech-

abwechselnden Lagen verschiedner Erdarten an, die überall redende Zeugen des ehemals daselbst gewesenen Wassers sind, hier liegt alles unordentlich über und durch einander, und den größten Theil macht eine schwarze Gartenerde aus, welche von oben her mit vielem Bauschutte, der von dem sonst hier gestandenen, jetzt ganz zerstörten Schlosse kömmt, untermengt ist. Dieses Schloß, oder diese Burg leitete ihren Ursprung aus den ältesten Zeiten des deutschen Reichs her, ward aber zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts von den Schweden zerstöret. Seit eben dieser Zeit lag dieser kleine Berg wüste, nach und nach legten sich die hiesigen Bürger mit Bewilligung des Raths, durch die Güte des Bodens gereizt, Gärten darauf und darum an, doch blieb immer noch der ganze Obertheil, worauf noch ein Rest eines alten Thurmes stand, wüste und ungenützt, bis sich endlich vor mehr als 30 Jahren der wirkliche Eigenthümer dazu wiederfand. Es war der schon länst verstorbene hiesige Landesälteste und Burgermeister, Hanns Passerin a), der sich durch unwidersprechliche Ur-

 kunden

c) Er war der letzte männliche Erbe dieses aus Italien stammenden alten Geschlechts, dessen einheimischer Zweig daselbst noch blüht. Die Sache verhält sich kürzlich also: Der erste Passerini, der dieses Haus in der Niederlausitz gründete, war ein parmesanischer Patricius, welcher sich bey den damaligen Händeln in Italien um den Kaiser Sigismund sehr verdient gemacht hatte, und so treu an ihm hielt, daß er ihm sogar nach Deutschland folgte.

kunden als einen ächten Abkömmling der hiesigen alten Erbbürgrichter dieses Namens rechtfertigte, und dadurch einen Befehl vom Hofe auswirkte, vermöge

folgte. Zur Belohnung dieser seiner Treue, schenkte ihm dieser Prinz sehr ansehnliche Güter in der Lausitz, denn die meisten auf eine Meile und weiter von der Stadt gelegenen Dörfer gehörten ehedem dieser Familie, sie sind aber nach und nach fast alle zerstreuet in andre Hände gekommen, nur der kleinste Theil ist nebst dem Stammgute Passerin zusammen geblieben, und wird jetzt von den Herren von Rex auf Ukero besessen. Ueber dieses ernannte erwähnter Kaiser besagten Passerini zum Erb-Burgrichter, und überhäufte ihn mit noch vielen andern Privilegien und Vorrechten, so, daß man mit Zuverläßigkeit sagen kann, dieses Haus sey, von der Zeit an, eines der ansehnlichsten und mächtigsten in der Niederlausitz gewesen. In den Religionsunruhen des sechzehnten Jahrhunderts aber, und in den darauf folgenden Zeiten, besonders aber im dreyßigjährigen Kriege, kam es so sehr herunter, daß es nebst allen seinen Gütern und Würden auch sogar den Adel verlor, oder vielmehr aus Armuth selbst aufgeben mußte. Zum Ende des vorigen Jahrhunderts, und im Anfange des jetzigen, fiengen die letzten Sprößlinge dieses Stammes an, sich wieder durch Fleiß und Geschicklichkeit empor zu heben; allein, es blieb nur ein einziger Erbe davon noch übrig, der auch als bürgerlicher Landesältester und Burgermeister von Luckau im Jahr 1765 verstarb, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter. Die Nachrichten, die ich hier von dieser Familie liefere, sind um so zuverläßiger, da ich sie selbst zum Theil aus alten Urkunden, die mir der sel. Landesälteste mittheilte, gezogen,

vermöge dessen er in den kleinen Ueberbleibsel des Eigenthums seiner Vorfahren wieder eingesetzt ward. So bald dieses geschehen war, fieng er an,

gezogen, zum Theil aber mündlich von ihm erhalten habe. Dieser Mann hatte einen kleinen Schatz von Urkunden, die, wenn sie in geschickte Hände fielen, vieles Licht über einen und den andern Gegenstand der ältern Geschichte Böhmens und der Lausitz verbreiten würden. Jetzt besitzt sie, so viel ich weiß, der Herr Baumgarten, Rathsherr und Schwiegersohn des Verstorbenen.

Man darf sich hier nicht über die Verpflanzung dieses Hauses wundern; die Beyspiele ähnlicher Vorfälle zur Gwelfen- und Gibellinen-Zeit sind so selten eben nicht, als es einer oder der andere glauben sollte. Es würde mir nicht schwer fallen, ein ganzes kleines Verzeichniß von Häusern aufzubringen, die, obgleich nicht ein eben so glückliches, aber doch gewissermaaßen ähnliches Schicksal gehabt haben, es sey nun in früheren oder spätern Zeiten geschehen. Um mich aber in keine beschwerliche Untersuchungen einzulassen, als wozu hier der Ort nicht ist, so will ich mich begnügen, nebst den Passerini, die Linari, Albani, Adami, Troppanegri, Wilhelmi (oder Guglielmi) und Simonetti erwähnet zu haben. Ich thue es aber deswegen, um einem Liebhaber der ältern Geschichte einen neuen Stoff darzubieten, den er vielleicht in der Untersuchung der ehedem aus Italien nach Sachsen verpflanzten Geschlechter finden könnte. Ob es ein leicht oder schwer zu bearbeitendes Feld sey, wird ihn die Erfahrung, wenn er wird Hand ans Werk gelegt haben, lehren, Dank aber wird er sich immer bey den Geschichtforschern, glaub ich, dadurch erwerben.

die Ruinen der alten Burg zerstören, den Schutt wegschaffen, und an jener Statt ein Lusthaus anlegen zu lassen, und da der Platz noch ziemlich ansehnlich war, so verwandelte er ihn in einen Garten. Beym Umgraben fand man in der Mitte des Berges 6 bis 8 alte slavische Todtentöpfe, wovon ein Paar sogleich auf der Stelle durch die Arbeiter zerschlagen wurden, den Rest rettete die Ankunft des Eigenthümers dieses Platzes, der diese Gefäße sogleich in seine Behausung tragen ließ, und die darinnen befindliche Erde durchsuchte. Unter einigen halb verbrannten Knochensplittern fanden sich in etlichen verschiedene alte römische Münzen, welche nebst den Gefäßen nach und nach an die Liebhaber verschenkt wurden, ein Paar davon ausgenommen, welche auf die Luckauer Schulbibliothek gegeben wurden, und da ich zu spät die Sache erfuhr, so bekam ich mit genauer Noth nur noch eine Münze. Sie ist nichts weniger, als selten, vielmehr gehört sie zu der Gattung, die uns noch am häufigsten vom Kaiser Trajan übrig sind. Auf der Vorderseite sieht man den noch ziemlich wohl erhaltenen Kopf dieses Fürsten mit der Umschrift: Imp. Trajano Aug. Germ. Dac.; so viel läßt sich noch davon entziffern, der Ueberrest ist aber zu sehr verwischt. Die Rückseite hingegen stellt eine stehende weibliche Figur in langer römischer Kleidung, in der rechten Hand eine Wagschaale, in der linken aber das Horn des Ueberflusses haltend, mit der Aufschrift: S. P. Q. R. Optimo Principe, und bedeutet die Glückseligkeit der Zeiten, die dieser Herr dem römischen

mischen Staate unter seinem Scepter verschaffte. Das Metall, woraus sie besteht, scheinet eine Art Bronze, oder auch vielleicht ein sehr schlechtes Silber zu seyn; diese Münze scheint im Feuer gewesen zu seyn, denn sie ist ganz schwarz, und daher ist auch das Metall nicht wohl, ohne ihr zu schaden, zu untersuchen. Darauf kömmt es aber auch am wenigsten an, viel wichtiger ist die Frage: wie sie in der alten hiesigen Wenden Hände gekommen sey? denn von diesen ist sie zuverläßig unter oberwähnten Bedingungen an genannten Ort hingelegt worden. War es eine Beute dessen, bey dessen Asche sie lag, oder hatte er sie durch Tausch oder Kauf an sich gebracht, oder ist sie ihm endlich von den Seinigen, die seine Erdbestattung besorgten, aus religiöser Gewohnheit gleichsam zum Lösepfennig mitgegeben worden? Das mögen die Alterthumsforscher entscheiden, ich wage mich an die Auflösung dieses Räthsels nicht.

Die Töpfe selbst, so man hier fand, waren von der gewöhnlichen rohen Bildung, mäßiger Größe, und bestunden aus schwarzem Thon mit Glimmer vermengt, so wie ein großer Theil derselben gemeiniglich angetroffen wird.

§. 3. Diese Entdeckung gab mir zu einigen Muthmaaßungen über die Entstehung des obbenannten Hügels Anlaß. Es fiel mir nämlich ein, ob man ihn nicht als einen von den bekannten Hunnenhügeln ansehen könnte. Ich untersuchte ihn an verschiedenen Orten, und fand nirgends den ge-

wöhnlichen Gang der Natur, die überall in der Erde Lagen, oder Schichten verschiedener Erd- und Steingattungen gelegt hat, welche wechselsweise in gewisser Richtung über einander liegen, da hingegen hier alles durch einander lag, ohne die mindeste Spur üblicher Ordnung; Gartenerde, Sand, Leem, Geschiebe und Thon fand sich hier so, daß man noch fast deutlich sehen konnte, wie es ehemals neben einander geschüttet worden war. Hierzu kam noch ein Umstand, nämlich es liegt diese Anhöhe auf dreyen Seiten mit einem Sumpfe umgeben, der nach Aussage dortiger Einwohner vor nunmehr 80 bis 90 Jahren eine viel größere Ausdehnung hatte, und fast undurchdringlich war, seit dieser Zeit aber, durch Ziehung etlicher Hauptgräben und andre ähnliche Anstalten, meist in fruchtbare Gärten und nutzbare Wiesen, bis auf seinen seichtesten Theil, verwandelt worden ist. Alle diese Umstände zusammen genommen, schienen mir meine Vermuthung zu bestätigen. Wahrscheinlicher Weise mögen diesen kleinen Berg die alten Slaven, so diese Gegend bewohnten, zusammen getragen haben, um zur Begräbnißstätte ihrer Fürsten zu dienen, und, da er rings umher mit Sumpf umgeben war, zugleich ihren Weibern und Kindern in Kriegszeiten einen Zufluchtsort wider feindliche Anfälle zu gewähren, zumal, da er nach und nach mit Bäumen umwachsen, und eben dadurch desto undurchdringlicher geworden seyn mag. Nach der Zeit, als die hiesigen Slaven unterjocht, das Heidenthum zerstöret, die christliche Religion aber ein-

geführt

geführt ward, mag ein böhmischer Fürst, bey Anlegung hiesiger Stadt, sich diesen Hügel zu Nutze gemacht, und die darauf sonst gestandene Burg angelegt haben, da denn, beym Legen des Grundes derselben, der größte Theil der hier verscharrten Aschenkrüge, nebst dem, was etwa noch sonst dabey war, zerstöret worden seyn mag, eine Hauptursache, warum wir hier in den neuern Zeiten nur so wenige Ueberbleibsel davon, und zwar nur am Gehänge des Hügels, angetroffen haben.

§. 4. Die jetzt erzählten Umstände, könnten füglich als ein Beweis fürs Alterthum der Stadt Luckau, in Ermangelung zuverläßigerer, dienen. Ich will zwar hiermit nicht etwa behaupten, als wäre dieser Ort, schon bey der Anlage oberwähnten Hügels, eine vollkommene Stadt gewesen, denn damals gab es hier wenig oder gar keine Städte, es ist aber doch sehr wahrscheinlich, daß schon an dem nämlichen Orte eine Pflanzung, Dorf, oder Pagus müsse gestanden haben, indem es leichter zu glauben ist: dieser Hügel sey von dicht daran wohnenden Menschen aufgeschüttet worden, als daß man annehmen könnte, sie wären, dieser Unternehmung zu Gefallen, von ferne herbeygezogen. So viel ist selbst aus dem Namen der jetzigen Stadt unstreitig, daß sie ihre ersten Anfänge den Slaven zu danken hat. Denn Luckau kömmt weder von dem lateinischen Worte Lucus, weil die Slaven kein Latein verstunden, und die Römer, so viel man weiß, nie bis in diese Gegend gedrungen sind, noch auch von irgend einem deutschen Worte; es

ist

ist rein Slavisch. Łuk heißt noch heutiges Tages ein Bogen, (Arcus) Łukow heißt also so viel als Bogendorf oder Bogenstadt. Was zu dieser Benennung mag Anlaß gegeben haben, läßt sich, beym Mangel erforderlicher Nachrichten nicht sagen, was liegt auch endlich daran? So viel ist aber gewiß, daß er unter den Slaven nicht neu war, denn wir finden ihn nach seiner alten ursprünglichen Schreib- und Mundart ganz in Pohlen, 14 Meilen von Lemberg, ebenfalls. Es ist das Sädtchen Łukow, welches der Kastellaney dieses Namens die Benennung giebt, der Hauptstadt Łuk in Wolynien, so zugleich der Hauptsitz eines Bisthums ist, und etlicher andern Orte, deren Namen jenem sehr ähnlich ist, nicht zu gedenken. Ueberhaupt findet man in Pohlen eine Menge Orte, deren Namen ganz ähnlich denen sind, so die Wenden-Slaven in den alten sächsischen Marken anlegten. Dergleichen ist Lipsk, (Leipzig, so noch heut zu Tage bey den Pohlen Lipsk heißt) (d); Budiszyn, Budißin oder Bauzen (e); Kamieniec, Kamenz (f); Stolpie, Stolpen (g), und viele andere mehr; und man kann daraus die Gleichheit der Abstammung beyder Völker aufs überzeugendeste sehen,

d) Liegt in Masuren.

e) Liegt eben daselbst.

f) Ist der Name etlicher Orte in Pohlen, unter andern der sonst berühmten Gränzfestung in Podolien.

g) Liegt im Chelmischen Distrikt.

sehen, es läßt sich sogar hieraus nicht ungereimt vermuthen, daß diejenigen, so diese Namen auf deutschem Boden einführten, müssen vorerst in dem alten Sarmatien die ähnlich genannten Plätze bewohnet, bey ihrem Einfall in das jetzige Sachsen aber, ihren neuem Pflanzungen, aus Liebe gegen die älteren, dieser ihre Namen gegeben haben. Wäre diese Vermuthung erwiesen, so gewönne die Geschichte der Slaven ihrer Wanderungen etwas mehr Licht, als sie bisher hatte. Ich kann mich aber in diese Untersuchungen nicht vertiefen, es mögen sich Fähigere, wenn sie wollen, damit beschäftigen.

Lukov, oder das jezige Luckau kömmt also aus dem Slavischen, und zwar, wie ich nicht unwahrscheinlich gewiesen habe, von dem Worte Łuk. Sollte es welche geben, die es lieber von den Lusitzern oder Liuticiern ableiten wollten, so wäre dieses zwar nicht aller Wahrscheinlichkeit entgegen, allein es würde mir immer gezwungener, als jenes, vorkommen. Ob endlich der Name beyder jetzt benannter Völkerschaften von Lud, Ludzie, Leute, oder von Luk, Bogen, gleichsam Bogenschützen, herkomme, mögen die Herren Wortforscher entscheiden. So viel habe ich durch eigne Aufmerksamkeit bemerkt, daß die alte deutsche Sprache viel Aehnliches mit der slavischen hat, ja ich habe gefunden, daß man durch fleißiges Forschen ein ganzes Wörterbuch davon aufbringen könnte, jedoch alle die Kunstwörter abgerechnet, die die Künstler aus Deutschland nach Pohlen in neuern Zeiten mit der Sache gebracht haben.

Eine Untersuchung von dieser Art würde nicht so unfruchtbar seyn, als manche andre von diesem Schlage es sonst zu seyn pflegen. Allein, derjenige, der sich ihr unterzöge, müßte beyden Sprachen gewachsen seyn. Es würde nämlich damit die Verwandtschaft der Deutschen mit den Slaven viel deutlicher erwiesen werden, als sie es noch bis jetzo ist: ich werde im Anhange davon einen kleinen Versuch nach meinen Kräften wagen.

§. 5. Jetzt komme ich auf ein anderes, aber viel neueres Alterthum, so man ebenfalls bey Luckau vor nunmehro fast 20 Jahren aus der Erde scharrte. Es war ein kleiner blaugemalter Krug mit lauter Hohlmünzen von schlechtem Silber, eines sächsischen Silberpfennigs groß, angefüllt, den man bey einer zerstörten Kapelle bey Gelegenheit des Regolens fand. Diese Blech- oder Hohlmünzen hatten alle ein Gepräge, und dieses bestand aus zween parallelen Rändern, wovon der äußere vertieft, der innere aber erhaben war. Die Mitte oder das eigentliche Schild war ebenfalls vertieft, und enthielt eine längliche, oben kolbige unten spitzige Figur, die ich für nichts anders, als für das brandenburgische Scepter, ansehen konnte. Da sonst nichts weiter darauf zu sehen war, so läßt sich auch weiter nichts davon mit Zuverläßigkeit sagen, indessen glaube ich doch, daß das Alter dieser Münzen die Zeiten der ersten Religionskriege in Deutschland nicht viel übersteige. Es ist überhaupt noch eben so gar lange nicht, daß man aufgehört hat, die kleinsten Gattungen von Scheidemünzen hohl

zu

zu prägen. Ich besitze selbst über ein Dutzend kleiner Pfennige dieser Art, mit und ohne Jahrzahl, wovon einige höchstens aus dem sechzehnten, andere aus dem siebenzehnten Jahrhunderte, noch andre aber eines etwas unbestimmten Alters sind. Zum Beweis meiner Behauptung, zeichne ich einen würtembergischen Kupferheller mit der arabischen Jahrzahl von 1622, ferner einen, dem ich keinen Herrn zu geben weiß, weil er einen ausgestreckten Krebs führt, der aber bey alle dem sein Alter ungefähr dadurch verräth, weil sich darauf ein lateinisches *P* aus der Gattung der Quadrat-Buchstaben findet; endlich einen Silberpfennig, der ungefähr die sechste oder achte Probe halten kann, und bloß den Rautenkranz führt, übrigens aber weder mit Buchstaben noch Zahlen bezeichnet ist, woraus erhellet, er müsse von der herzoglichen, und nicht von der Churlinie, geprägt worden seyn.

§. 6. Ehe ich Luckau verlasse, muß ich noch eines Umstandes erwähnen, der als ein Beweis fürs Alterthum dieser Stadt dienen kann, und also, ob er gleich nicht eigentlich selbst in die Reihe der Alterthümer gehört, hier dennoch aus obbesagten Gründen einen Platz zu verdienen scheint, hier ist er: Es haben mir, als ich mich noch daselbst aufhielt, die ältesten Leute erzählt, man hätte beym Graben verschiedener Brunnen vor nunmehr 30 bis 40 Jahren, in einer Tiefe von vielen Ellen, ein altes Steinpflaster, und in einer noch weit beträchtlichern Tiefe einen Knüppeldamm angetroffen, und der jetzt schon längst verstorbene dor-

tige

tige Apotheker, Herr Büttner, zeigte mir einen sehr artigen, ovalrund geschliffenen Achat, aus der Gattung der sogenannten Kalzedonkugel, der sich daselbst, bey dieser Gelegenheit, über 20 Ellen tief sollte gefunden haben. Aus dem erst Erzählten erhellet so viel, daß Luckau in seinen ersten Zeiten müsse auf lauter Sumpf angelegt worden seyn, und eine viel tiefere Lage, als jetzt, gehabt haben, die nur entweder menschlicher Fleiß, oder unglückliche Zufälle von Feuersbrünsten und Zerstörungen durch Kriege können erhöht haben, und da man jetzt dort sehr gute Keller hat, ohne durchs Wasser darinnen beschwert zu werden, so muß die Erhöhung nicht wenig betragen, wie viel Zeit, Erde oder Schutt gehört aber nicht dazu! Was aber endlich obbemeldeten Stein betrifft, so können tausend Fälle gedacht werden, wodurch er dahin kann gebracht worden seyn, und am Ende bleibt noch immer die Frage übrig: ob er auch wirklich dort sey gefunden worden?

Zweyte Abtheilung.

Lübben.

§. 1. Wann man von Luckau nach Lübben gehen will, muß man durch ein kleines anmuthiges Wäldchen, welches von der Spree durchströmt wird, und den dortigen Einwohnern zum Spaziergarten dient. Es wird von ihnen schlechtweg der Hayn genannt, und man hat darinnen zu verschiedenen Zeiten, unversehens beym Graben, alte slavi-

sche

sche Aschenkrüge gefunden. Dieser Umstand, mit der Sorgfalt, womit man von jeher diesen Hayn immer zu erhalten gesucht hat, läßt mich ihn, und ich glaube nicht ganz ohne Grund, als einen jener geweihten Büsche betrachten, wo sich die Alten zu versammeln pflegten, um ihren Gottesdienst zu verrichten, und beym Grabe der Ihrigen zu opfern.

§. 2. Die Weise, Todte an kühle schattigte Orte beyzusetzen, ist fast bey den meisten alten Völkern üblich gewesen, und wir finden, daß sie es auch bey den Slaven war; denn, trifft man auch bisweilen jetzt ihre Aschenkrüge an kahlen wüsten Flecken an, so kann es leicht seyn, daß diese Orte erst nach der Zeit sind entblößt worden.

§. 3. Was auch die Ursache zu dieser Gewohnheit mag gewesen seyn, so war sie viel klüger als unsere, die wir uns mit stinkenden Leichnamen umgeben, und dadurch die Luft, so wir einathmen, vergiften. Verbrennten wir noch unsere Todten, wie jene, so hätte die Sache nichts auf sich, denn die Asche duftet nicht mehr aus, und da könnten wir immer den Staub der Unsrigen um uns haben, wenn wir wollten. Balsamirten wir sie, wie die alten Egyptier, so gieng es auch noch an. Allein, unsere Weise, die noch in den meisten Ländern im Schwange ist, ungeachtet so vieler traurigen Beyspiele, zeichnet eine Hartnäckigkeit aus, die sich mit unserer sonst vorgeblichen Klugheit gar nicht zusammen reimen läßt.

Dritte Abtheilung.

Pförthen und Forsta.

§. 1. Als ich mich vor sieben bis acht Jahren in Pförthen befand, grub man in der dortigen Marianenstadt beym Umgraben eines wüsten Sandflecks ein ganzes slavisches Begräbniß aus. Es bestund aus vier etwas länglichen Granitwaaken, die ihrer Länge nach aufgerichtet waren, und einer fünften etwas platten und großen gleichsam zu Säulen dienten. Unter dieser Art von Gewölbe stunden in der Mitte zwey große Aschenkrüge, die noch einige halbverbrannte Knochensplitter und etliche Kohlen enthielten, übrigens aber bloß mit Sand angefüllt waren. Um diese stunden noch drey andere, etwas kleinere herum, so die nämliche Bildung hatten, und von gleichem Stoffe waren, aber nichts als bloßen Sand enthielten. Am äußern Rande stunden endlich vier ganz kleine, die von den erstern sich besonders dadurch unterschieden, daß sie eine enge Oeffnung hatten; alle zusammen aber bestunden aus einem schwarzen glimmerichen blätterich scheinenden Thon. Soll man dieses Grab einer einzigen Person zusprechen, oder ist es nicht wahrscheinlicher, es für die Ruhestätte einer ganzen Familie anzusehen? Ich bin der leztern Meynung, und halte die beyden größern Gefäße für die Aschenkrüge der Eltern, die drey nächsten kleinern für der Kinder ihre, und die vier kleinsten mögen vermuthlich Opfer-, Thränen- oder sonst dergleichen Gefäße, welche die Feyerlichkeiten der Erdbestattung erfor-

erforderten, gewesen seyn. Daß hier keine sehr vornehme Personen können beygesetzt worden seyn, scheinet mir daraus zu erhellen, weil sich in keinem aller dieser Aschenkrüge nicht der mindeste Rest von Waffen, noch sonst andrer Geräthe, gefunden hat.

§. 2. Außer diesem Grabe sind hier nicht selten beym Graben in den Gärten, und beym Ackern auf dem Felde, einzelne Todtenköpfe heraus gescharrt worden. Da sie aber immer in die Hände der Unwissenden gerathen, sind sie meistens, ja alle, immer das Opfer des Aberglaubens geworden.

§. 3. Viele ähnliche Entdeckungen sind auch bey dem Städtchen Forsta, eine halbe Meile von hier, gemacht worden, sie haben aber alle gleiches Schicksal mit den vorigen gehabt. Es giebt hier überhaupt viele kleine Hügelchen, und aufrecht gerichtete große Steine, welche sonst die besten Anzeigen der darunter verborgenen slavischen Gräber abgeben; es käme darauf an, daß sich ein Liebhaber und Kenner in dasiger Gegend fände, der etwas weniges aufs Graben wenden wollte, und diese Erhöhungen untersuchen ließe, vielleicht wäre hier eine oder die andere Entdeckung noch zu machen.

Vierte Abtheilung.

Verschiedene Orte.

§. 1. Wenn ich hier andere ausschreiben, und alle die Orte anzeigen wollte, wo man, seitdem man aufmerksamer auf die Ueberbleibsel des Alterthums geworden ist, eines und das andere entdeckt hat,

hat, so könnte ich ein ziemlich ansehnliches Verzeichniß liefern; allein, zu was würde das dienen? ein jeder Liebhaber kennt und besitzt die Quellen, woraus ich schöpfen müßte, und meine Wiederholungen würden bey ihm nichts als Ekel erwecken. Ich werde mich also begnügen, diejenigen Orte hier zu nennen, die, meines Wissens, noch nicht vor mir allen bekannt waren, und für deren Zuverlässigkeit ich als Augenzeuge größtentheils stehn kann. Mein Aufsatz wird zwar dadurch am gelehrten Ansehn verlieren, weil er auch nicht mit einer einzigen Citation geschmückt ist, und also ein gar schlechtes Zeugniß meiner Belesenheit abgiebt, allein desto weniger wird er mit alten, längst bekannten Dingen, das Auge des Lesers ermüden, und eines ist immer besser als das andere.

Weissack.

§. 2. Dieses ist ein Dorf, so einem gewissen Herrn von Langen gehört; es liegt zwey Meilen südwärts von Luckau, und eine Meile von Sonnenwalde, in einer Art eines sandigen Grundes, und hat auf der mittäglichen Seite eine sanft ansteigende Anhöhe, die sich aus Morgen rund herum in den Abend zieht. An dem Abhange dieser Anhöhe sind im Dorfe Gärten angelegt, und darinnen sind nicht selten gewöhnliche schwarze Aschenkrüge ausgegraben, aber auch gleich auf der Stelle, größtentheils aus Aberglauben, manchmal aber auch aus Unvorsichtigkeit, zertrümmert worden, so, daß ich, wenn ich hinkam, immer nichts als Scherben habe zu sehn bekommen können.

Senftenberg.

§. 3. Von hier aus hat mich ein Bekannter versichert, daß man in den dortigen Weinbergen sehr viele Gefäße obbemeldeter Gattung schon seit langer Zeit ausgegraben hätte, und noch immer mehrere ausgrübe, als ich aber selbst da war, hat mir das Glück nicht so wohl gewollt, daß eine solche Entdeckung gemacht worden wäre, wohl aber habe ich etliche aufbewahrte, mit Erde und Gruß angefüllte Gefäße gesehen, die, wie man mir sagte, ohnlängst waren aus der Erde gescharret worden. Uebrigens scheinet die dasige Gegend der mir von ihr gegebenen Nachricht nicht zu widersprechen, denn man sieht auf einem und dem andern wüsten Anger die gewöhnlichen Merkmale slavischer Begräbnißstätte ziemlich häufig, nur fehlts auch hier an Liebhabern, die Untersuchungen anzustellen Lust hätten.

Colditz.

§. 4. Nicht weit von diesem Städtchen, soll vor etlichen Jahren auf einem Landgute, welches dem dortigen Herrn Landeshauptmann Sahrer von Sahr gehört, so, wie mir sein jüngster Herr Sohn erzählte, ein ganzes slavisches Grab, auf einem seit langen Jahren wüstgelegenen Anger, ausgegraben worden seyn. In der Mitte befand sich ein großes glattes 1½ Fuß hohes Gefäß mit einem Deckel, so einer Vase nicht unähnlich war, rund herum aber stunden verschiedene kleinere Krüge ohne Deckel, wovon die kleinsten kein sächsisches Mäßchen faßten. Allein, auch dieses Alterthum mußte

mußte von den habgierigen Gräbern das gewöhnliche Schicksal erleiden, da sich jene Schätze darinnen zu finden einbildeten, und doch am Ende nichts als Kohlen, Knochen und Erde fanden. Daß dieses Begräbniß eines vornehmen Mannes seines möge gewesen seyn, sollte man aus der Größe des Aschenkruges zu vermuthen berechtiget seyn, da denn die kleinern herumstehenden als Opfer-, Thränen- und andere bey solchen Handlungen erforderliche Gefäße angesehen werden könnten.

Merseburg.

§. 5. Daß sich in der Gegend dieser Stadt schon manches Ueberbleibsel des Alterthums hat finden lassen, ist eine sehr bekannte Sache, es wird aber vermuthlich doch nicht überflüßig seyn, so viel zu erinnern, daß man dort noch manche ähnliche Entdeckung machen könne, da ich selbst an verschiedenen Orten noch ungestörte äußerliche Anzeigen bemerkt habe; unter andern ist damit die Gegend um Dürrenberg ziemlich reich auf der Anhöhe versehen. Man hat auch schon sehr viele Todtentöpfe daselbst aus der Erde gegraben; unter andern ward vor nicht eben gar zu langer Zeit einer gefunden, worinnen sich, außer den gewöhnlichen Knochen, Trümmern und Kohlen, ein Stück eines gekrümmten Horns befand, welches vermuthlich dem, dessen Asche dabey lag zu einem Streithammer mochte gedienet haben.

Dresden.

§. 6. Ich beschließe gegenwärtige kleine Abhandlung mit ein paar Nachrichten von Alterthümern,

mern, die aus viel jüngern Zeiten auf uns gekommen sind. Das eine, für dessen Zuverläßigkeit ich stehe, ist ein in dem einen Fenster der Prießnitzer Kirche bey Dresden auf Glas gemaltes Marienbild mit dem Christkindlein und folgender beygefügter Jahrzahl:

welche vermuthlich 1308 sagen will. Das Gemälde selbst ist für diese Zeit immer ganz artig gemacht, besonders ist das Gewand davon nicht so gar übel.

Das zweyte habe ich selbst nicht zu sehen bekommen können, es scheinet mir auch sehr apokryphisch zu seyn; ists aber auch, so ist doch die Erfindung davon ganz artig. Es soll aus einer ehernen Tafel, die über einem irdenen bedeckten, mit Asche und Knochen angefüllten Gefäße lag, wobey auch eine alte steinerne Streitaxt gelegen, bestanden haben, welches alles man auf einem jenseit Dresden gelegenen Weinberge, nicht gar tief in der Erde verscharrt, entdeckt haben will. Die Tafel, welche ziemlich groß gewesen seyn soll, hatte eine mit lateinischen Quadratbuchstaben geschriebene Aufschrift, welche also lautete:

En
Viator et invenies
in via publica
Quisquondam homines erant
nunc autem
Pulveres et cineres sunt.

Petiverunt nobiſcum domicilium
ſed invenerunt
Mortuorum habitaculum
quia
Mors eſt conſors Charon Chronusque
usque ſupra Albim
Pulveres et oſſa
Tegunt vaſa terrea
Fuere ortu Scythae
Familia Acardina
oſi
Incolae Lucomoriae
Aſt
Vanum votum
Cum per aëres animæ evolatæ ſint
ad Eliſeos.
Ut thus ſacrificatum in ventos
Et cadavera vi ignis
verſa in pulverem
prope altare
D. Diis
Sub umbra quercorum ſtructum

(Hier ſcheint etwas zu fehlen.)

Fugite Erynes
Locum ſacrum
Ovium et boum ſanguine conſecratum
Quieſcite Agnati
Dulcis erit memoria
In pro et egreſſu noſtro
Vale Ave
Peregrinans Lector

Con-

Considerans
Quis sit terminus
Peregrinantibus Mortalibus ultimus
O. O.

§. 7. Diese Nachricht mit der nur gelieferten Inschrift schickte man mir in meiner Abwesenheit zu, und als ich wieder nach Dresden kam, wurden mir, so viel Schwierigkeiten, mich von der Zuverläßigkeit dieses vorgeblichen Alterthums zu versichern gemacht, daß mir endlich alle Lust eines weitern Nachforschens darnach vergieng. Ich unterdrücke auch daher mein Urtheil über diese ganze Sache, und begnüge mich mit den Italiänern davon zu sagen:

Se non é vero, é ben trovato.

XXXII.

Versuch einer Vergleichung etlicher slavischer und deutscher Nenn- und Zeitwörter.

§. 1.

In der vorstehenden Abhandlung, im 2ten Abschnitte, im 4ten §. versprach ich diesen kleinen Versuch; hätte ich mehr Muße, mehr Geduld und Beruf dazu, so würde er weit zahlreicher und vollständiger ausgefallen seyn. Es fehlen mir aber, außer den schon angeführten Umständen, zu viel nothwendige Hülfsmittel dazu. Es mag daher

genug seyn, mit diesem wenigen die Bahn gebrochen zu haben, andre, die in sich mehr Fähigkeiten, Zeit und Lust hierzu fühlen, mögen darauf weiter fortgehn.

Pohln. u.	Slavisch	Niedersächs. u.	Englisch	Hochdeutsch
Brat		Broder	Brother	Bruder
Brzuch	Bruch	Buck		Bauch
Bobr				Bieber
Buda		Bode		Bude
Ges	Gus, Hus	Goos	Goos	Gans
Granica				Gränze
Jabko	Jablko	Appel	Apple	Apfel
Jeść	Jest, Jit	Eeten	to Eat	Essen
Stać	Stat	Staan	to Stand	Stehn
Kot		Katt	Kat	Katze
Konopie	Konop	Hemp		Hanf, in manchen Gegenden Deutschlands heißt es Hanef.
Leżeć	Lenit	Leggen		Liegen
Len		Linnen		Lein, im preußischen Pommern 2c. Lin
Matka	Mat	Moder	Mother	Mutter
Man'		Mann	Man	Mann
My		Wy	We	Wie
Mysz		Muhs	Mouse	Maus
Nos		Näs	Nose	Nase
Nosz		Meß	Knife	Messer zwar, allein, es lebt Pohln.

Pohln. u. Slavisch		Niedersächs. u. Englisch		Hochdeutsch
				das alte Wort noch im Schuh-kneif.
Osiol	Osel	Aesel		Esel
Oiciu	Ot, Otiu	Vader	Father (alt sächs. Od, daher Odyn, oder Gott)	Vater, bey den Kindern noch das Wort Tate.
Ogurek		Gurck		Gurke
Pierść	Perst	Bost	Breast	Brust
Rzepa	Repa	Roev		Rübe (Rube)
Radzić	Radit	Raden		Rathen
Rattować		Redden		Retten
Robota	Robot	Arbeid		Arbeit (in manchen deutschen Provinzen Arbt, Orbt,) Robot beym Hofedienst
Siostra	Sestra	Süster	Sister	Schwester
Serce		Hert	Hert	Herz
Syn		Söhn	Son	Sohn
Sol		Sollt	Salt	Salz
Swinia	Swina	Swihn		Schwein
Wino		Wihn	Wine	Wein (auch Win)
Woda		Water	Water	Wasser
Wełna		Wull	Wool	Wolle

§. 2.

§. 2. So kurz auch dieses Verzeichniß ausgefallen ist, so kann es doch, wegen der Aehnlichkeit der fast nöthigsten Worte, zum Beweise dessen dienen, was ich von der Verschwisterung der alten deutschen und slavischen Sprache gesagt habe. Kenner darf ich übrigens nicht erst erinnern, daß in den verschiedenen Dialekten einer Hauptsprache, oft Selbstlaute, z. B. A und O, und sich ähnliche Mitlauter, wie B und W, P und F, und so weiter, mit einander verwechselt zu werden pflegen, welches nicht selten im Grunde ganz ähnliche Worte entstellt, und sich ganz unähnlich, und eben dadurch fast unkenntlich macht.

XXXIII.

Axiochus, oder Gespräch vom Tode, eine freye mittelbare Uebersetzung einer griechischen Urschrift aus dem Lateinischen.

Vorbericht.

§. 1.

Man ist zweifelhaft, wem man eigentlich dieses Gespräch zueignen soll. Einige machen den Plato, andre den Speusippus, noch andre den Xenokrates, und noch andre endlich den Aeschinus, einen Schüler Sokrats und Weiteiferer Demosthens, zum Verfasser davon. So unmöglich es auch ist, beym Mangel hinlänglicher Nachrichten etwas zuverlässiges hierüber zu bestimmen, so gewiß ists doch, daß dieses kleine Werk von einem sokratischen Weltweisen müsse verfaßt worden seyn, weil es nach der Weise dieses berühmten Lehrers, das heißt, in Gesprächen, geschrieben ist. Ein Umstand, woraus deutlich erhellet, wie sehr sich diejenigen geirret haben, die es dem Plato, der viel eher als Sokrates lebte, zuschreiben wollten.

§. 2. Der Verfasser hiervon mag aber gewesen seyn, wer er will, genug, daß er seinen Gegenstand so gut bearbeitete, als man es nur von dem Zeitalter, worinnen er lebte, erwarten

konnte. Er mischt zwar freylich viel Abgeschmacktes, nach unsern aufgeklärtern Begriffen, mit in seinen Vortrag ein; allein, er war ein Heide, und lebte unter einem Volke, dessen Glaubenslehren durch die Märchen der Dichter und durch die Erfindungen der Götzendiener, ein verwirktes Gewebe von Ungereimtheiten waren, folglich ist dieses nicht sein Fehler, sondern lediglich der Fehler seines Zeitalters.

§. 3. Einige haben, unter andern, an ihm getadelt: seine Schreibart wäre viel zu dichterisch, und also gar nicht die Sprache des Umgangs. Dieser Vorwurf hat auch wirklich beym ersten Anblicke vielen Schein der Wahrheit. Wenn man aber überlegt, daß Sokrates, der hier als die redende Hauptperson aufgeführt wird, sich in seinen Lehrstunden immer dieser Art des Vortrags bediente, daß also der Verfasser dieser Schrift, um der Wahrscheinlichkeit desto näher zu kommen, eine jede Person so mußte sprechen lassen, wie sie es wirklich im Leben gewohnt war; daß endlich Cicero selbst, dieses von allen jetzt noch bewunderte Muster guter Schriftsteller, seine sämtlichen philosophischen Werke in einem ähnlichen Styl geschrieben; mit einem Worte, daß diese kleine Abhandlung ein Gespräch, und kein Weltweisheitssystem ist, so wird wohl hoffentlich dieser Vorwurf sein ganzes Gewicht verlieren.

§. 4. Was die gegenwärtige Uebersetzung betrifft, gesteh ich gern zum voraus, daß sie vermuthlich sehr mangelhaft seyn werde, weil ich nicht

so viel Griechisch verstehe, um sie unmittelbar aus dieser Sprache in die deutsche zu übertragen *). Uebrigens ganz genau mich an jedes Wort zu binden, war mir wenigstens eine Unmöglichkeit, da ich das Steife, Aengstliche und Pedantische, so viel mirs möglich war, vermeiden wollte. Habe ich, aller meiner Bemühung ungeachtet, diesen Zweck verfehlt, sollte ich etwan gar in den gegenseitigen Fehler, ich meyne ins Unrichtige, verfallen seyn, so beliebe man es zu verbessern, bey der Beurtheilung vergesse man aber ja nicht, daß dieses keine wörtliche, genaue und pünktliche, sondern eine freye Uebersetzung sey, deren Pflicht es nicht fordert, ängstlich richtig zu seyn.

Unter die Hauptschwierigkeiten dieser Arbeit zähle ich mit Recht jene Ausdrücke und Redensarten, welche eine Anspielung auf die Sitten und Gebräuche der alten Griechen machen. Die Sprache eines jeden Volks ist das Bild seiner Sitten im Ganzen und in den Theilen; andre Sitten, andre Gebräuche, und also auch andre Begriffe, folglich auch andre Worte. Nichts Schwereres demnach, als in einer Sprache Worte ausfindig zu machen, welche eine Sache anzeigen, wovon das Volk, dessen Sprache man schreibt oder spricht, nie einen Begriff hatte. Ich habe diesem Mangel dadurch abzuhelfen gesucht, daß ich die Namen

*) Ich habe die Wolfische Uebersetzung, die Fischer in Leipzig 1758 bey Langenheim auflegte, zum Grunde gelegt.

men der ähnlichsten Dinge hierzu entlehnte. Sollte ich aber dessen ungeachtet meinen Zweck verfehlt, und dadurch undeutlich geworden seyn, so tröste ich mich damit, daß ich mein Möglichstes gethan habe. Bey denen Dingen aber, welche sich gar nicht in die deutsche Sprache übertragen ließen, habe ich das alte griechische Wort beybehalten, indem ich mir einbildete, daß mich der größte Theil der Leser so besser verstehn würde, als wenn ich mich solcher Ausdrücke bediente, welche, durch die gar zu große Unähnlichkeit der Sache, Gelegenheit zum Mißverstand oder zur Zweydeutigkeit geben könnten.

Die hier und da unten beygefügten kurzen Anmerkungen, endlich, stehn nicht etwa da, um mit meiner gar geringen Kenntniß der griechischen Alterthümer zu prahlen, ich habe sie bloß denen von meinen Lesern zu Gefallen hingesetzt, die ohne sie eines und das andre gar nicht verstehen würden.

Sokrates.

Auf dem Wege nach Cynosarges begriffen, war ich bis an den Jlissus a) gekommen, als ich mich bey meinem Namen ängstlich rufen hörte. Ich wandte mich um, und wollte sehen, woher diese Stimme käme, und ward den Klinias, einen Sohn des Axiochus, gewahr, der mit seinen Freun-

a) Der Jlissus war ein kleiner Fluß, der ohnweit Athen floß.

Freunden, dem Tonkünstler Damon, und Charmenis, einem Sohn des Glaukons, zu den Belus-Brunnen eilte. Um zu ihnen desto eher zu kommen, verließ ich meinen Weg, und wandte mich querfeld ein. Kaum hatte ich sie erreicht, als mich der in Thränen ganz zerfließende Klinias also anredete: Jetzt hast du, Sokrates, eine erwünschte Gelegenheit, jene Weisheit zu bewähren, wovon du sonst so viel Rühmens gemacht hast. Meinen Vater haben auf einmal alle seine Kräfte verlassen, er ringt mit dem Tode, und will doch nicht gerne sterben, er, der doch sonst diejenigen höhnisch auslachte, und beißend durchzog, welche entweder ihn oder andre zu bereden suchten, daß der Tod furchtbar sey. Richte ihn doch auf, ich bitte dich, und sprich ihm mit deiner Weisheit Muth zu, damit er geduldig ein Schicksal ertrage, dem er keinesweges entgehen kann.

Sokrates. Du kannst versichert seyn, Klinias, daß ich um desto mehr alles thun werde, was von mir abhängt, je edler die Handlung ist, zu der du mich aufforderst.

Klinias. Gewiß, so bald er dich nur wird ansichtig werden, wird es sich mit ihm bessern, denn du hast ihn schon mehrere Male von ähnlicher Krankheit geheilet.

Sokrates. Als wir auf den Anger, der vor dem Itonischen Thore ist, zur Amazonensäule, bey welcher er wohnte, gekommen waren, kam er uns schon entgegen. Sein Körper hatte sich zwar schon wieder in etwas erholt, desto kränker

und schwächer aber war er am Gemüthe. Er that nichts als weinen, seufzen und mit den Händen ringen, kurz, Schrecken und Trostlosigkeit hatten sich seiner ganz bemächtiget. Erst sah ich ihm ein wenig zu, endlich aber brach ich aus, und sagte: Was soll denn dieses heißen, Axiochus? Wo ist der Muth, dessen du dich sonst rühmtest, wo das große Vertrauen auf dich selbst? Willst du im Kampfe, wie ein Feiger, das Feld verlassen, nachdem du dich in den Uebungen so tapfer bewiesen hast? Ein schon so bejahrter, ein so weiser Mann, und, soll ichs wohl sagen? ein Athenienser, weiß nicht, was doch sonst einem Jeden kund ist, daß nämlich unser Leben eine Wanderung ist, deren Ende wir mit Freuden entgegen sehen müssen! Pfui! so verzagt zu seyn, und wie ein Kind sich vor dem Tod zu fürchten, schickt sich gar für dein Alter nicht.

Axiochus. Liebster Sokrates, ich gestehe es, du hast vollkommen recht. Allein, diese prächtigen Worte, diese so starkscheinenden Gründe verschwinden gänzlich, und werden in ein leeres Nichts verwandelt, so bald es zum wirklichen Treffen kömmt: an ihrer Statt wird der Geist mit tausend schrecklichen Vorstellungen gefoltert. Dieses Lebens, dieser Güter, dieser Sinnen beraubt werden, an einen Ort, den wir nicht kennen, verbannt seyn, in Würmer, Maden und wer weiß, was für Ungeheuer, verwandelt werden — ach! schrecklicher Gedanke!

Sokra=

Sokrates. Du widersprichst dir selbst, Axiochus; merkst du denn nicht, daß du die Empfindung selbst mit der Kraft zu empfinden verwechselst? Du befürchtest den Verlust deiner Sinne, und beklagest dich zugleich darüber, daß du wirst, aller Annehmlichkeiten des Lebens beraubt, verwesen müssen. Ist jenes, so kannst du dann nichts mehr fühlen, und wirst in den nämlichen Zustand wieder versetzt werden, worinnen du vor deiner Geburt warst. Nicht wahr? zu Drakons und Klisthens Zeiten widerfuhr dir nichts, denn damals warst du noch nicht am Leben, eben so wenig hast du auch nach dem Absterben zu fürchten, weil du alsdann nicht mehr seyn wirst. Entschlage dich, glaub mir, aller Grillen, und sey versichert, daß, wenn einmal das Band, womit Körper und Geist zusammen geknüpft sind, aufgelöst, und dieser an seinen Ursprung zurückgekehrt ist, der übrig gebliebene Körper nicht mehr Mensch, sondern ein Aas, Staub und Erde ist. Nur das Ich in uns, ist Geist, ein in einem hinfälligen Käfigte eingeschlossenes unsterbliches Wesen. In diese Hütte des Elends verschloß uns die Natur zu unserer Plage. Sie gewährte uns darinnen geringe, flüchtige und mit großen Widerwärtigkeiten untermengte Vergnügungen, belegte uns aber im Gegentheil mit großen und anhaltenden Beschwernissen, welche von keiner Freude unterbrochen werden. Erwäge nur die große Schaar von Krankheiten, denen unsre Sinnen ausgesetzt sind, und wodurch der in allen kleinsten Röhren des Körpers

vertheilte Geist nothwendig leiden muß. Dieß ists eben, warum er sich nach dem mit ihm verwandten himmlischen Aether, und nach den Freuden jenes Lebens, wie ein Schmachtender nach frischem Wasser, sehnet. Du siehst also, daß der Tod ein Tausch des Bösen gegen das Gute ist.

Axiochus. Wenn du das Leben für ein Uebel hältst, warum verläßt du es denn nicht, da du so weise bist, und uns Gemeine weit an Erkenntniß übertriffst [b])?

Sokrates. Du urtheilest von mir wie die übrigen Athenienser, Axiochus. Ihr haltet mich für einen Weisen, weil ich der Natur nachzuforschen trachte. Allein, ich würde froh seyn, wenn ich das Gegenwärtige ergründen könnte; das Große und Erhabene jener verborgenen Zukunft ausgespäht zu haben, wollte ich mich gern nicht rühmen. Was ich indessen weiß, habe ich alles vom weisen Prodikus erlernet, dem ich für seinen Unterricht bisweilen zwey, bisweilen vier Drachmen, manchmal auch zwey Obels bezahlte, weil er nichts umsonst that, sondern beständig den Wahlspruch des Epicharmus im Munde führte.

Eine Hand, sagte er, wäscht die andre, gieb etwas, so empfängst du wieder etwas. Als sich dieser Prodikus vor einiger Zeit beym Kallias,

b) Hier fehlt entweder etwas, oder der Verfasser wußte sich aus dieser verlegenen Frage nicht zu helfen, und hat also einen Sprung darüber gemacht.

lias, einem Sohn des Hipponikus, hören ließ, sprach er so nachdrücklich wider das Leben, daß es wenig fehlte, ich hätte ferner zu leben entsagt; und noch seit dieser Zeit wünsche ich nichts heftiger als den Tod.

Axiochus. Was sagte er aber denn?

Sokrates. Ich will dir gern alles, worauf ich mich besinne, wiederholen. Welches Alter hat wohl nicht seine Plagen? Das Kind, kaum mit vielen Schmerzen gebohren, zieht seinen ersten Hauch mit Weinen. Schon in den ersten Augenblicken seines Daseyns bleibt kein Schmerz mehr übrig, dessen Wuth es nicht ausgesetzt wäre. Bald ist es der Hunger, bald der Durst, bald die Furcht, bald die Hitze, bald der Frost, bald sinds endlich gar die Schläge, und noch hat seine ungeübte Zunge nicht einmal lallen gelernt, nur das Winseln ist der einzige Verkündiger seines Kummers. Hat es nach vielen Plagen endlich den siebenten Lenz erreicht, so wird es schon den Schulmeistern, Gymnasten c) und andern Lehrern dieser Art überliefert. Ist es aus den Kinderschuhen, nun so

c) Gymnasten waren Lehrer allerley körperlicher Uebungen, als Ringen, Fechten, Springen u. s. w. Da aber diese Uebungen zu sehr von denen unterschieden sind, worinnen unsre jetzige Jugend unterrichtet wird, so kann man sie nicht füglich mit unsern Fecht- Voltigier- und Tanzmeistern vergleichen. Der Ort, wo jene zu Athen lehrten, hieß Gymnasium, und ihre Kunst Gymnastika.

so überkommen es die Kritiker [d]), die Feldmesser und die Lehrer der Kriegskunst, lauter Tyrannen, die nur den Jüngling foltern. Mit den Jahren wachsen auch die Plagen. Es kömmt das Lyceum [e]), die Akademie [f]), wo wieder die Strafruthe der Areopagiten [g]) unablässig über dem Kopfe schwebt. So bringt der Knabe, so der Jüngling seine mühseligen Jahre dahin. Endlich kömmt das männliche Alter und mit ihm wirklich männlicher Kummer, der, mit dem vorigen verglichen, ihn zu Kindereyen und Possen macht. Dieses ist endlich der Zeitpunkt, worinnen man sich zu einer bestimmten Lebensart entschließen muß.

d) Die Kritiker brachten der Jugend das Feine und Richtige in den Werken des Geistes und Witzes bey.

e) Lyceum war eine öffentliche Schule höherer Wissenschaften, ungefähr wie unsere jetzigen Gymnasien sind.

f) Akademia, war der berühmte Hörsaal, zu Athen, wo Plato und seine Nachfolger lehrten, daher denn diese philosophische Sekte den Namen der Akademiker erhielt.

g) Areopagiten, waren der Ausschuß des Rathes zu Athen, welchem die Aufsicht über die Erziehung der Kinder übertragen war. Diese besuchten unablässig die Lehrsäle, wachten über die Lehrer selbst, belohnten oder bestraften unpartheyisch Lehrer und Lehrlinge, so wohl der Wissenschaften, des Fleißes, als auch der Sitten wegen. So sehr war Athen um die Bildung seiner jungen Bürger besorgt! Welch Nachahmungswürdiges Beyspiel!

muß. Man wählt, aber in was für eine Kette neuer Plagen und Widerwärtigkeiten, welche mit dem gewählten Stande unzertrennlich verbunden sind, wird man nicht da verwickelt! Ergreift man die Waffen, so muß man ins Feld, in die Schlacht; dort gewinnt man nichts als Wunden, einen siechen Körper, und so überrascht uns unvermuthet das Alter, mit welchem sich auf einmal alle ersinnliche Plagen zugleich einstellen. Denn, zahlt man der Natur nicht zeitig seine Schuld, so nimmt sie, gleich einem mißtrauischen und dringenden Gläubiger, diesem das Gesicht, jenem das Gehör, manchem beydes an Zinsen Statt; und überlebt einer auch das gewöhnliche Ziel menschlichen Alters, so renkt sie ihm die Gelenke aus, zerbricht und zerstümmelt seine Glieder; wenn aber auch einer oder der andere die höchste Stufe menschlicher Jahre gesund ersteigt, so bewährt sich an ihm das bekannte Sprüchwort:

Der Greis, ein Kind zum zweyten Male.

Daher nehmen die wohlthätigen Götter die am ersten zu sich, welche sie am meisten lieben. So erzählt man von Agomedes und Trephonius, daß sie, nach Vollführung des Tempels des delphischen Apolls, diesen Gott zur Belohnung darum angerufen, was zu ihrem Besten wäre, worauf er über sie einen Schlaf schickte, von welchem sie nicht wieder erwachten. Den Söhnen der Priesterinn Agivea widerfuhr das Nämliche. Denn als ihre Mutter der Juno zu opfern eilte, und die ermüdeten Pferde nicht mehr von dannen wollten, er-

griffen jene den Wagen, und zogen ihn bis zum Tempel hin. Die Mutter, gerührt durch diesen kindlichen Eifer, durch diese Liebe, bat die Göttinn, diese That ihren Söhnen zu belohnen, und beyde Brüder entschliefen auf immer in der darauf folgenden Nacht. Es wäre viel zu weitläuftig, die Klagelieder über das menschliche Elend, der Verkündiger göttlicher Dinge, ich meyne die Dichter, anzuführen h). Mag bloß der vorzüglichste unter ihnen nur etwas weniges sagen i):

Die Götter, spricht er, haben den elenden Sterblichen ihren Tropfen Zeit zugemessen, sie ist lauter Jammer und Elend, und das Thier hat weniger Plage, als der Mensch.

Eben dieser Dichter sagt von dem Lieblinge Jupiters und Apolls, dem Amphiarius k):

Er ward stumpf, und erreichte das höchste Ziel menschlicher Tage.

Ist hier wohl noch nöthig, dessen zu gedenken, der die Neugebohrnen zu beweinen befahl, weil sie der Elenden Zahl mehrten?

Doch ich werde zu weitschweifig, genug hiervon; ehe ich aber schließe, so laß uns noch einige

Stän-

h) Die Alten hielten die Dichter für begeistert, und ihre Kunst für etwas Göttliches, weil diese immer die Götter in ihre Gedichte mit einmischten.

i) Homer.

k) Amphiarius war ein Wahrsager und Zeuchendeuter, sehr berühmt zu seiner Zeit.

Stände durchgehen. Wähle, welche Beschäftigung, welchen Stand du willst, so wird er seine Plagen, seine Beschwernisse haben. Betrachte jenen Handwerker, der von einer Nachtwache zur andern unermüdet arbeitet, wie elend, wie beschwernißvoll bringt er nicht seine Zeit zu! Von den Seefahrern, die sich dem verrätherischen und schrecklichen Elemente anvertraun, sagt Bias l), sie wären weder unter die Lebenden noch unter die Todten zu zählen. Wie? der verwägene Mensch, auf der Erde zu kriechen geschaffen, verläßt sein Element, und wirft sich, gleich als ein Zwiefacher, in den Ocean auf gutes Glück! Doch vielleicht ist das Landleben das angenehmste. Ja wohl, denn bald kömmt Dürre, bald Nässe, bald unzeitige Wärme, bald Frost, bald Mehlthau und tausend andre ähnliche Zufälle, und vernichten auf einmal die schmeichelnde Hoffnung und Frucht anhaltender mühseliger Arbeiten. Wie viele Ursachen zur Betrübniß und Klage sind das nicht! Uebergehn wir das Uebrige; nur noch von den öffentlichen Aemtern so viel, daß sie zwar durch ihren Glanz reizen, aber auch mit unzähligen Gefahren verknüpft sind. Das Angenehme davon ist wie die Rose auf den Wangen, welche unter ihrer angenehmen Röthe die heftigsten Schmerzen ver-

l) Bias war ein Weltweiser, der, weil er selbst zur See gewesen war, vom Seefahren wohl urtheilen konnte, zumal da er mehrere Stürme ausgestanden.

verbirgt. Ueberzähle nur alle Ränke, denen man hier immer ausgesetzt ist, sind sie nicht schmerzlicher als ein tausendfältiger Tod, und kann der wohl glücklich seyn, der vom Willen eines ganzen Volks abhängt? Er sey jetzt von jedermann geehrt, er habe den Beyfall aller, bald wird er des Pöbels Spott, seiner Aemter entsetzt, seines Vermögens beraubt, auf der Blutbühne sein Leben beschließen, und kaum, wenn es auch viel ist, werden ihn einige Redliche in der Stille beklagen. Du kennst ja, bester Axiochus, diesen Stand. Wo starb, besinne dich, Miltiades [m]), wo Themistokles [n]), wo Epistaltes [o]), wo endlich so viel andre Feldherren und Könige unsers Gemeinstaates? Ich mengte mich zwar nicht hinein, es schien mir aber auch unanständig, mich zum wütenden Pöbel zu gesellen, oder mich gar zu seinem Anführer aufzuwerfen, als Theramenes und Talixenus vor einiger Zeit mit ihrem Anhange die Richter gewannen, und jene würdigen Männer ungehört zum Tode verurtheilten, welche du mit dem einzigen Triptolemus gegen dreyßigtausend Stimmen vertheidigtest.

Axiochus. Du hast vollkommen Recht, Sokrates, und eben seit dieser Zeit bin ich aller öffentlichen Aemter überdrüßig geworden, weil ich einsehn lernte, wie schwer es ist, ihnen gehörig vorzustehn.

m. n. o) Waren Feldherren des athenischen Gemeinstaates, die das Opfer des Eigensinns und des Neids wurden.

stehn. Du, Sokrates, bist meistens dabey ein Zuschauer gewesen, ich aber habe es mehrmale durch mich selbst erfahren, und kann also mit um so größerer Zuverläßigkeit davon urtheilen. Das Volk, Sokrates, ist undankbar, unbeständig, neidisch, ungezogen, und gleich einer Rotte Lotterbuben. Der ist unglücklich, der sich um seinen Beyfall bewirbt.

Sokrates. Da du also die edelste der Beschäftigungen verabscheuungswürdig findest, was wirst du zu den geringern sagen, und sollte man nicht diesem zufolge auf alles Verzicht thun? Aber, auf unser voriges Gespräch wieder zu kommen, so wisse: Prodikus behauptete auch unter andern, der Tod beträfe weder die Lebenden, noch die Todten.

Axiochus. Wie soll ich dieses verstehn, Sokrates?

Sokrates. Nicht anders. Denn so lange wir leben, geht uns der Tod nichts an; ist man hingegen gestorben, so ist auch unser Wesen nicht mehr, und wir fühlen ihn also nicht. Laß also die vergebliche Betrübniß, das unnütze Trauren über Sachen fahren, die dir weder jetzt noch sonst jemals schaden können. Es käme sonst eben so ungereimt heraus, als wenn sich jemand vor der Scylla q), oder

q) Scylla, der bekannte Meerstrudel im sicilischen Meere, den die alten Fabeldichter zu einem gefährlichen Seewunder gemacht und personificiret hatten.

oder vor den Centauren r), die er doch gewiß nie sehen wird, fürchten wollte. Was wirklich furchtbar ist, das ist es nur so lange, als wir leben, wovor soll sich aber wohl ein Todter fürchten?

Axiochus. Alle diese leeren Scheingründe sind von der flitternden Beredsamkeit entlehnt, die jetzt im Schwange geht. Allein, damit blendet man allenfalls die einfältige Jugend, mir aber bleibet der Verlust dieses Lebens, dieser Güter immer noch schmerzlich, und wenn du gleich noch triftigere Gründe anführtest. Prächtig leere Worte sind keine Beruhigung für ein geängstigtes Herz, ja sie dringen sogar selten bis dahin. Eine Rede schmücken sie zwar, allein, ihr Gehalt ist nicht Wahrheit. Nicht mit Spitzfindigkeiten, nur mit dem, was bis zur Seele dringt und überzeugt, will das kranke Gemüth besänftiget seyn.

Sokrates. Du vermengst aber, liebster Axiochus, Dinge, welche sich gar nicht zusammen reimen. Du vergißt immer, daß du zu der Zeit nicht mehr seyn wirst, in welcher du das Leiden so vieler Uebel, und die Beraubung alles Guten sezzest. Freylich ist der wahrhaft unglücklich, den, beym Verlust alles Guten, das widrigste Schicksal betrifft. Allein, ein Todter hat dieses nicht zu befürchten; denn, wie kann ihm etwas Unangenehmes widerfahren, da er gar nichts mehr fühlt? Glau-

r) Centauren, eine Ausgeburt der Einbildung eben derselben; sie sollten halb Menschen und halb Pferde seyn.

Glaube mir, hättest du dich gleich Anfangs überzeugen lassen wollen, daß uns der Tod aller Empfindung beraubt, so würdest du ihn nicht gescheuet haben. Jetzt aber weißt du freylich selbst nicht, was du willst. Du befürchtest die Zernichtung deines Geistes, und glaubst ihn doch auch zu behalten; der Verlust deiner Sinnen schmerzet dich, und du bildest dir zugleich ein, daß sie noch da ihren Dienst dir leisten werden, wenn dieß nicht mehr seyn wird.. Wisse aber, daß die Seele unsterblich ist, ja, sie ists, und die Beweise hievon sind einleuchtend. Welch vergängliches Wesen könnte das thun, was sie thut? Die Wuth wilder Thiere bezähmen, das Weltmeer durchschiffen, Städte erbauen, Staaten errichten, das Firmament und jeden Stern berechnen, aus dem Laufe beyder Himmelslichter Ebbe und Fluth bestimmen, dem Auf- und Niedergange des Siebengestirns seine Zeit setzen, beyde Sonnen wenden können, den Gang des Regens und der Gewitter erforschen, und endlich sogar die wichtigen Vorfälle der Zeit durch todte Buchstaben verewigen, könnten wir dieses alles, wenn nicht in uns etwas Göttliches wäre, welches uns so großer Unternehmungen fähig machte? Hieraus, Axiochus, kannst du selbst einsehen lernen, daß der Tod für uns kein Tod ist, sondern uns vielmehr ein Führer zur frölichen Unsterblichkeit wird. Dann wirst du erst zum ächten Genuß alles Guten, so an dir ist, gelangen, und die Wollust, die man dort empfindet, ist um so lauterer, da sie nicht aus diesem hinfälligen Körper entspringt;

springt; und also auch durch nichts Unangenehmes vergället wird. Ja, erst nach dem Einsturze dieses traurigen Kerkers wirst du, ein unabhängiger Herr deiner selbst, dahin gelangen, wo man in ewiger Jugend, fern von allen Plagen, fern vom Schmerz, von Seufzen und Klagen, stets ruhig, immer glücklich lebt. Nicht der undankbare Droß, nein, nur die Erkenntnisse werden dort der angenehme Gegenstand deiner Beschäftigung seyn.

Axiochus. Sokrates, nun hast du mich ganz überwunden, ich scheue nicht nur nicht mehr den Tod, ich sehne mich jetzt sogar nach ihm. Ja, mein Bester, durch dich beseelt, werde ich zum Redner, ich schwinge mich aus der gemeinen Niedrigkeit des Staubs empor, und vollende den Lauf der göttlichen Natur. Meine Schwachheit ist völlig besiegt, und ich bin ein ganz neues Geschöpf.

Sokrates. Willst du noch die Ueberredung wissen, die ich einstens mit dem magischen Weisen Gobrias hatte, so höre seine Erzählung an. Als Xerxes, sagte er mir, Griechenland bekriegte, ward mein Großvater, der so wie ich hieß, auf die Insel Delus, das Vaterland des Apolls und Dianens, geschickt, um sie zu besetzen. Dort bekam er eine eherne Tafel zu sehen, welche Opis und Henarchus aus den hyperboreischen Gegenden dahin gebracht hatte. Die darauf befindliche Inschrift sagte: es würden die Seelen der Verstorbenen durch unterirdische Wege zum Wohnsitz des Plutus, der an Pracht des Jupiters seinem nichts nachgäbe, gebracht,

gebracht, denn da die obern und Höllen Götter Brüder wären, da ferner die Erde das Mittel des gewölbten Himmels einnähme, so sey die Beherrschung des ganzen Weltgebäudes auf das genaueste unter ihnen getheilt worden. Der Höllenvorhof sey mit mächtigen eisernen Gittern und Schlössern verwahrt. Wäre man da hinein, so müßte man über die Flüsse Acheron und Kozytus setzen, um an den Sitz der Wahrheit zu kommen, wo Minos, Rhadamantus und Aeakus s) jedermanns Leben und Handlungen streng untersuchten und keine Lügen litten. Wer nun bey seinem Leben von einem guten Schutzgeiste stets wäre geleitet worden, der würde an den Ort der Glückseligen gebracht, wo ewiger Lenz strotzenden mannichfaltigen Ueberfluß unablässig erneuert, und wo Silberbäche die bunt geblumten Auen netzen. Hier sammelten sich die Weisen zu vertrauten lehrenden Gesprächen; Schauspiele, Tänze und himmlische Harmonien ergötzten hier zauberisch mit steter Abwechselung der Sinne; kurz, man lebte hier vollkommen beglückt und in völligem Ueberfluße alles Angenehmen, ohne durch die mindeste Unannehmlichkeit darinnen unterbrochen zu werden; Hitze und Frost wären hier unbekannte Dinge, indem die wohlthätige Sonne die balsamische

s) Minos war König von Kandia, Rhadamantus König von Kreta, und Aeakus König von Egine gewesen; ihrer großen Gerechtigkeit halber ward ihnen, als sie starben, vom Jupiter dieses Amt übertragen.

mische Luft durch ihre Strahlen belebte. Die Priester genössen hier, als ehemalige Verwalter der Glaubensgeheimnisse, besondere Vorzüge.

Es kann dir also, als einem der Vornehmsten unter ihnen, dort gar nicht fehlen, Ariochus; eben deshalb ließen sich Bachus und Hercules von den Eleusiern t) aufnehmen, bevor sie zur Hölle hinunter stiegen, um sich des guten Erfolgs ihrer Unternehmung destomehr zu vergewissern.

Diejenigen aber, welche in Lastern ihre Zeit verlebt hätten, würden von den Furien an den Aufenthalt der Verruchten durch die unterste Hölle geschleppt, wo die Danaiden u) ihre ewig leeren Krüge füllen, wo der mit allem Ueberflusse umgebene Tantalus immer hungert und dürstet x), wo der uner-

t) Eleusier waren Priester eines heimlichen Gottesdiensts, der zu Ehren Proserpinens, der Gemahlinn Plutos, gehalten ward.

u) Danaiden waren funfzig Schwestern, deren Vater Danaus, König in Griechenland, gezwungen ward, sie an eben so viele Söhne seines Bruders Egyptus, Königs der Egyptier, zu vermählen. Da nun alle zusammen mit ihrer Verehelichung sehr unzufrieden waren, so brachten sie alle, eine einzige ausgenommen, ihre Gatten in der Brautnacht ums Leben, und dieserhalb wurden sie verdammt, Gefäße ohne Boden ewig zu füllen.

x) Tantalus setzte Jupitern und Merkuren, als diese bey ihm einstens herbergten, seinen eignen Sohn zur Speise vor, weswegen er verurtheilt ward, unter

unersättliche Geyer die stets wieder wachsende Leber des Tityus gefräßig verzehrt y), wo der unstätige Steinblock den muhseligen Sisyphus unabläßig schwitzen macht z), und wo endlich tausend andre henkerische Folterungen sich finden, deren Ende der Anfang neuer und schrecklicherer ist. Von scheuslichen Schlangen umwunden, von den Furien mit brennenden Fackeln geprůgelt, und auf unzählige Weisen ewig gepeiniget, můssen die Verruchten hier ohne Ende und Nachlaß verzweiflungsvoll leben.

Alles dieses erzählte mir Gobrias. Nun aber lasse ich dir davon zu glauben, was dir gefällt. So viel sagt mir aber die zweifelhafte Vernunft mit vollkommener Zuverläßigkeit, daß unsre Seele unsterblich sey, und daß, wer tugendhaft lebt, keine Strafe zu fürchten hat. Und eben dieserwegen mußt du, liebster Axiochus, glücklich seyn, du magst hinkommen, wohin du willst, denn du wandeltest stets auf dem Pfade der Tugend.

Axio-

unter vollem Ueberflusse vor Hunger und Durst immer zu schmachten.

y) Tityus hatte Dianen verführen wollen; dieses brachte ihm die Strafe, daß seine Leber von den Geyern immer gefressen ward, und auch immer wieder zuwuchs.

z) Sisyphus war ein großer Räuber seiner Zeit, der vom Theseus getödtet ward, worauf er seiner Streifereyen wegen in der Hölle einen schweren Stein stets bergan wälzen mußte, der aber, so oft er der Koppe des Berges schon nahe war, immer wieder herab rollte.

Axiochus. In Wahrheit, ich muß mich schämen, dir, lieber Sokrates, so hartnäckig wisprochen zu haben. Nein, nun fürchte ich nicht mehr den Tod, ja ich wünsche mir ihn jeßt sogar, so sehr haben mich deine Gründe, und jene fast göttliche Unterredung des Epicharmus aufgerichtet. Wie wäre es auch möglich, das Leben so sehr zu lieben, da man gewiß ist, von hier in weit glücklichere Wohnungen versetzt zu werden? Erlaube mir nur jeßt, mein Sokrates, alles das mit Muße bey mir zu überdenken, was du mir bisher gesagt hast, und besuche mich, wenn es dir gefällt, diesen Nachmittag wieder.

Sokrates. Ja, ich werde kommen, jeßt will ich aber meinen Weg nach Cynosarges a), wovon man mich abgerufen hatte, wieder antreten.

a) Cynosarges war ein dem Herkules geweihtes Gymnasium, welches unweit Athen lag, und durch Antisthenes, der dort gelehrt hatte, berühmt worden war.

Ver-

Verzeichniß.

I.
Unterschied zwischen einem treuen Diener und einem Liebling.
II. Schriftsteller.
III. Der Geburtstag.
IV. Geschichtschreiber und Recensenten.
V. Der natürliche und geoffenbarte Mensch.
VI. Das Natursystem.
VII. Natürliche Produkte.
VIII. Das alte Deutschland.
IX. Neigungs- und Entfernungskraft, (vis centripeta et centrifuga) positive und negative Elektricität und Magnetismus.
X. Der Mensch in dem ungebildeten Zustande der Natur.
XI. Kleine Staaten thun nicht selten wohl, Schulden zu haben.
XII. Versuch eines Grundrisses zur Beantwortung der Preisfrage der Königl. Akademie zu Göttingen, aufs Jahr 1769.
XIII. Mäßige Reiche sind allemal glücklicher, als riesenmäßige Staatskörper.
XIV. Thomas Hobbes.
XV. Einige Ursachen des Verfalls der Handlung.
XVI. Man kann ohne Worte denken.
XVII. Der Pacht.
XVIII. Sachwalter und Richter.

XIX. Kinderzucht und Erziehung.
XX. Mittel, den Fleiß und die guten Sitten aufzumuntern.
XXI. Nahrungssteuer.
XXII. Memoriale.
XXIII. Kammerherren, Kammerbediente, und der größte Theil hierher gehöriger Personen.
XXIV. Verstand.
XXV. Dieb.
XXVI. Kontrovers.
XXVII. Tapfer.
XXVIII. Armillus.
XXIX. Elbe.
XXX. Madduie.
XXXI. Beyträge zu den slavischen Alterthümern, ins besondere derer, die in der Niederlausitz vorkommen.
XXXII. Versuch einer Vergleichung etlicher Nenn- und Zeitwörter der slavischen und deutschen Sprache.
XXXIII. Ariochus, oder Gespräch vom Tode, eine freye, mittelbare Uebersetzung einer griechischen Urschrift aus dem Lateinischen.

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Carosi, Johann Philipp von,

Bruchstücke

Cölln 1779

L.eleg.m. 157
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10575826-6
VD18 14412098-001